

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

## Inhalt:

	Seite
Dreadnought . . . . .	43
Der letzte Kondottiere. Von Alfred Semrau . . . . .	43
Selbstanzeigen. Von Hedwig Gard und Karl Dentisch . . . . .	57
Die junge Generation. Von Rudolf Aurb . . . . .	59
Harfreisagolegende. Von Anna Freilin von Arane . . . . .	65
Wiegand. Von Leden . . . . .	71
Zwei Briefe . . . . .	74

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1909.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.  
 Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 30.

Die Hypotheken-Abteilung des  
**Bankhauses Carl Neuburger,**  
 Kommandit-Ges. auf Aktien. Berlin W. 8, Französischestr. 14.  
**Kapital: 5 Millionen Mark**  
 hat eine grosse Anzahl vorzögl. Objekte in Berlin u. Vororten zur Hypothek. Beleihung zu  
 zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

U—4 Ubr.

# Hotel Esplanade

**Berlin** **Hamburg**  
**Neu eröffnete Häuser ersten Ranges**  
 — Restaurant im vornehmsten Stil —  
**Grill-room** **Five o'clock tea**

**Neues Schauspielhaus** | **Grand Hotel Excelsior**  
 Nollendorfplatz | Anhalter Bahnhof  
**Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants**

## EXCELSIOR

**Café, Wein- u. Bier-Restaurant.** Friedrichstrasse 67,  
 Tauentzienstr. 15 u. Mohrenstr. 49.

### Hamburg.

Gänzlich renoviert

### HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster  
 Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Feine Französische Küche  
 Neue Direktion.

Alle Waffen  
 sind

staatlich  
 geprüft!



Patent Z.  
 (sonst u. portofrei).

Sämtliche existierende, bestiglich exakter Arbeit  
 und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene  
**Schusswaffen** als Jagd- u. Scheibengewehre,  
 automatische Repetier-Büchsen  
 u. Pistolen, Luftwaffen, Teschies, Revolver sowie  
 sämtliche Jagdgerätschaften liefert die  
**Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak**  
 Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

## Mädler's Patent-Koffer

Reise-Artikel

Hochfeine Lederwaren

### MORITZ MÄDLER

Leipzig  
 Fellersstr. 8

Berlin  
 Leipzigerstr. 101/2

Hamburg  
 Neuerwall 84

Frankfurt a. M.  
 Kaiserstr. 37

Preisliste gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenu.



Berlin, den 10. April 1909.

## Dreadnought.

Admiral Benrose Fitzgerald: „Die Frage, die von uns Antwort fordert, ist nicht, ob wir ein paar Dreadnoughts mehr haben müssen als Deutschland. Nach meiner seemannischen Ueberzeugung sind wir herausgefordert worden und müssen den hingeworfenen Handschuh aufheben. Wir dürfen nicht das Gesicht wegrehen und thun, als sähen wir ihn nicht. Als ich ein Knabe war, sagte man mir, wer zu lange warte, stehle sich selbst die Zeit. Heute fürchte ich: Wer zu lange wartet, bringt sich selbst um die Herrschaft, um die Macht des Weltreichs.“ Admiral Kennedy: „Wenns nöthig ist, werden wir noch fünfzig Millionen Pfund für unsere Flotte ausgeben. Das Geld wird leicht zu finden sein. Wir hätten ja noch viel mehr auszugeben, wenn diese Schufte (those scoundrels) unsere britische Küste beträten.“ Admiral Percy Scott: „Wir müssen nicht nur auf dem Meer, sondern auch in der Luft stärker sein als ein Zweibund der stärksten Mächte.“ Herr Barlow von der Navy League: „Was würde aus den Heimstätten der Briten, wenn die Macht, die den Elbath eingesteckt hat, wenn der schnurrbärtige deutsche Riese in dieses Land käme?“ Der Observer: „Eine fremde Macht hat heimlich die Ziffern ihres Flottenprogramms verdoppelt und einen Vorsprung von sechs Monaten erreicht. Das ist eine Verschwörung gegen unsere Existenz. Solches Handeln mißachtet alle Grundsätze der Sittlichkeit und giebt uns das Recht zu schneller Vergeltung mit Waffengewalt.“ Morning Post: „Das Parlament war immer zufrieden, wenn es auf dem Papier las, wie viele Panzerschiffe, Kreuzer, Zerstörer wir haben. Die Marine schien nur bestimmt, den Abgeordneten hübsche Tabellen zu lie-

fern; meldeten die einen großen Tonnengehalt und Kanonenbestand, dann war Alles in Ordnung. Jetzt muß die Kammer, muß das Volk der Thatfache ins Gesicht sehen, daß unsere Flotten nicht für den Krieg organisiert ist.“ Adquith, der Premierminister: „Jeder Brite muß sich schämen, wenn er der Worte gedenkt, die er in diesen Tagen sinnloser Panik gehört und gelesen hat.“ Trevelyan, der Sekretär des Erziehungsamtes: „Wie ein Oskan hat, nach den Debatten über das Flottenbudget, der Schrecken an Englands Küste gewüthet.“ Marinesekretär Macnamara: „Ich bin ein Bißchen besorgt um John Bull; er, der einst Alles mit würdiger Ruhe aufnahm, verliert jetzt bei der leisesten Reizung den Kopf und ähnelt einem vom Schlage Betroffenen.“ Das sind ein paar Proben britischer Lenzstimmung. Einer Stimmung, die England noch nicht erlebt hat. Die Flottenpanik von 1859 scheint der Erinnerung nur ein blaßes Flämmchen neben einem Feuermeer. Die Konservativen, die aus Steuer und an die Krippe zurück möchten, haben das Feuer geschürt. Der Wunsch, die Balkanschluppe nicht lange beschwagt zu hören, hat das neue Thema empfohlen. Das erklärt noch nicht Alles. Großbritannien, das seine Schiffstypen Dreadnought, Inflexible, Invincible nennt, sich also für furchlos, unbeugsam, unbesiegbar ausgiebt, zittert vor dem deutschen Angriff. Und birgt die Furcht nicht den Verbündeten; nicht einmal den Kolonien. Nie gab es in der Geschichte dieser großen Nation eine so kleine Stunde. Daß die Welt eines Tages über Englands Mangel an Entschlußfähigkeit staunen werde, sagte Bismarck voraus (er brauchte nur zu bedenken, daß Einer, der viel zu verlieren hat, sich nie leicht zum Wagniß entschließt); hat aber nicht geahnt, daß die Insel ömer sich je so schwach zeigen würden. Was sollen die Freunde in Paris, Petersburg, Rom, Madrid, Tokio, was in Kanada, Australien, Indien, Egypten, Südafrika die fest oder lose dem Britenschiedsal Verbundenen denken, wenn sie solches Gewinsel hören? Daß dem Weltreich die Nacht naht? Oder daß die von den Pathologen des Völkerlebens erforschte Hysterie der Hellenen sich auf dem Eiland der einst so männlich lustigen Angeln erneut?

Besuche und Beschwichtigungen sind ertraglos geblieben. Das war vorauszusehen. Wir sind nicht weiter als vor den Amusirreisen der Stadtverordneten, Pfarrer, Zeitungsschreiber; haben heute mit viel ärgerer Verstimmung zu rechnen als vor Edwards Einzug durchs Brandenburger Thor. Die deutschen Kriegsschiffe, sagt der Brite, sind für den Kampf im Kanal und in der Nordsee gebaut. „Sonst sähen sie anders aus und hätten größere Bunker; denn die Deutschen werden nicht, wie Nikolais Admirale, Kohlenfähne nach Ostasien mitschleppen. Sechzig Millionen sind sie; in drei Jahrzehnten fast hundert.

Brauchen breiteren Nahrungsspielraum und wollen ihn aus dem Leib unseres Weltreiches schneiden. Koch können wir die starken Geschwader in der Nordsee vereinen. Nicht lange mehr. Die Kolonien wollen den Union Jack nicht nur über alien Kasten sehen. Und wenn der Panamakanal eröffnet ist, müssen wir auf beiden Meeren, die er verbindet, anständig vertreten sein. Ein Seemann spricht von fünfzig Millionen Pfund wie von einem Pappentiel. Doch die Reichsfinanzen haben die Nachwirkung des Burenkrieges und der Geschäftskrisis noch nicht überwunden; und selbst Balfour würde sich hüten, dem Volk ungeheure Summen abzufordern. Fitzgeralds Rath, morgen loszuschlagen, klingt recht gut. Nur: ohne Bundesgenossen? Frankreich will nicht. Rußland kann nicht. Die deutsche Flotte wäre, wenn sie sich am Angriffspunkt nicht stark genug fühlte, nicht aus dem Hafenschutz zu locken; und jede Landung brächte sicheres Verderben. Was also bleibt uns? Dürfen wir warten, bis Deutschland noch mächtiger, die Möglichkeit ausreichender Bemannung für uns noch geringer geworden ist? Als die Flotte Louis Napoleons uns unbequem wurde und die Hoffnung auf einen zweiten Trafalgartag schrumpfte, haben wir uns mit Frankreich verständigt. Was 1859 gelang, kann 1909 wieder gelingen. Der Konkurrent, der nicht niederzurennen ist, muß unser Freund werden.“

Die Gelegenheit ist günstig. Und wer sie müßig verpaßt, den Volksgenossen für die Versäumnißschuld haftbar. Morgen abschließen? Rein. Aber vorsorgen. Untersuchen, ob der Gefechtswerth der Schlachtschiffe nicht beträchtlich überschätzt worden ist; ob die Sachverständigsten nicht heute schon ganz anders darüber denken als noch vor zwei Jahren; ob das Deutsche Reich sich den Luxus erlauben darf, für unerprobte Typen Riesensummen auszugeben. Ernsthaft untersuchen; Herren, denen Bau und Armirung der Schiffe Gewinn bringt, dürfen nicht mitrathen. In England thut die Admiralität, als sei das vor der ersten Dreadnought Gebaute kaum noch der Rede werth. Ist diese Schätzung richtig, dann müssen wir, ohnerreiche Kolonien und mit einem Soldatenbudget von achthundert Millionen, uns schnell zur Umkehr entschließen. Trozdem der Bau der Schlachtflotte als die größte Leistung Wilhelms des Zweiten gepriesen wird. Der Kaiser kann nur wollen, was dem Reich nützt. Um ihm die Entschleierung eines Irrthums zu ersparen, dürfte die Finanzkraft des Reiches nicht nutzlos geschwächt, die Ruhe des Reichslebens nicht gestört werden. England wird erst aufhören, uns ringsum Feindschaft zu stiften, wenn es eine leidliche Verständigung über die Flottenziffer erlangt hat; und würde lieber verbluten als eine ihm schädliche Aenderung der Relation hinnehmen. Auch wir dürfen nur thun, was unser Interesse heischt; nichts Anderes. Können

wir als Landmacht stärker bleiben als der franko-russische Zweibund und als Seemacht zugleich so stark werden wie England plus Frankreich? Nein. Dann nützt uns die Ueberrüstung nicht. Ein Krieg moderner Seemächte ward noch nicht erschaut (Spanien hatte hölzerne Rähne, Rußland eine hastig zusammengestümperte, mit Landratten als Mannschaft hinausgeschickte Flotte); wer weiß, welche Ueberraschungen er brächte? Fast sieht es aus, als werde die Menschheit bald merken, daß die für den Bau großer Schlachtschiffe verwendeten Summen ins Wasser geworfen sind Torpedo, Unterseeboot, Minen, Luftschiff: von allen Seiten sind die Kolosse bedroht. Prüft genau, ehe Ihr auch nur im alten Tempo weiterbaut. Nicht den Briten zu Liebe: dem Deutschen Reich. Vernunft ist nie ein Schwachheitsymptom. Gründliche Untersuchung kann lehren, daß die Zeit der Panzerzuversicht schon wieder vorbei ist; und die Basis schaffen, auf der eine Deutschlands würdige Verständigung mit Britannien möglich wird.

Die Gelegenheit ist günstig. Eduards System, irgendwo ein Geschwür offen zu halten (Marokko, Makedonien, Serbien), mit dessen Eiter das Blut der armen Europa am locus minoris resistentiae vergiftet werden kann, kommt im Augenblick nicht zu rechter Geltung. Indien ist nicht beruhigt und Kitchener, in dem die Heimath jetzt ihren Scharnhorst zu finden hofft, war nicht sicher, ob die Mohammedaner diesmal mit dem selben fanatischen Eifer wie 1857 gegen die Hindus sechten würden. Trotz den tönenden Meetingreden ist das Reich auch der Geldopfer, die ihm die Seerüstung aufzwingt, schon ein Bißchen müde. Und es hat erkannt, daß Deutschland die Kraftprobe nicht scheut. Das ist die Hauptsache. Flottenbautempo, Werfleistung, Luftschifferkunst waren im Herbst schon bekannt. Dünkten den Vetter aber ungefährlich, weil er sich gewöhnt hatte, uns mit einem billigen Bluff einzuschüchtern. Zum ersten Mal ist's ihm nun mißlungen. Deshalb der Lärm. Eine Marineenquete, eine offene Verhandlung mit England kann das Deutsche Reich nicht demüthigen; heute noch weniger als je vorher. Nur jetzt keine süßen Worte über den Kanal säuseln; keine Monarchenbegegnung im Mittelmeer; kein Bringenbesuch in London. Die helfen nicht; nähren nur wieder den Wahn, auf dem Weg über den Hof könne zu holen sein, was an der Amtspforte nicht zu erlangen war.

Wir sind noch nicht am Ende. Der Balkanstreit war eine Stape auf dem Marsch, der Deutsche und Briten vereinen oder zum Kampf um die Hegemonie gegen einander reihen wird. Frohlockt nicht zu früh! Nach Delcassés Sturz sah es ungefähr so aus wie heute; ängstliche Nachgiebigkeit hat uns dann in die unbequemste Lage geschleucht, die das Reich je kennen lernte. Solche Erinnerung mahnt zu steter Wachsamkeit. Vergeßt auch nicht, daß der Geg-

ner von gestern (und vielleicht von morgen) weder territorial noch finanziell geschwächt worden ist; daß wir nichts Greifbares erobert, nur eine neue Ansehensschmälerung vermieden haben; daß Oesterreich-Ungarn mindestens eine halbe Milliarde ausgehen mußte, um einen Besitz zu sichern, der ihm seit den reichstatter Tagen oft zugesagt war; und daß Rußland, ohne schlagfertiges Heer, ohne die Möglichkeit, einen Krieg zu bezahlen, zwei Großmächte, die über vier Millionen Menschen ins Feld stellen konnten, vier Monate lang beunruhigt und der nächstbetheiligten eine schwere Last aufgebürdet hat. Das Spiel geht bald weiter. Remis: ist jetzt die Lösung. Und wir würden wieder belächelt, wenn wir uns allzu laut des vor der Pause gemachten Stiches rühmten und thäten, als hätten wir Grund, uns in neuem Siegesglanze zu sonnen.

Osterstimmung. Der Glaube an einen Frühling ist auferstanden; auf dem Acker bleibt aber noch die wichtigste Arbeit zu thun. Getrosten Muthes mag sie begonnen werden. Das Schicksal deutscher Zukunft wird nicht durch die Zahl der Panzerschiffe entschieden; auch uns kann, wie dem Vaterlande des Admirals Fitzgerald, schließlich gleichgiltig sein, ob wir drei Dreadnoughts mehr oder weniger haben. Dread nought, nichts fürchten: Das muß fortan wieder die Parole deutscher Politik werden, wie sie in Bismarcks Tagen war. Wir brauchen nichts zu fürchten, wenn wir entschlossen sind, dem Drang nicht zu weichen. Der Balkanstreit hat uns gelehrt, daß heutzutage schon die Farbe der Entschliehung den Feind schreckt; daß Einer, der sich zum Krieg entschlossen zeigt, rasch einzuheimsen vermag, was einst nur auf blutiger Balstatt zu ernten war. Auch um Marokko wäre kein Krieg entbrannt, wenn wir fest geblieben wären; und das Deutsche Reich hätte sich Demüthigung und den Abfall unzuverlässiger Genossen erspart. Nicht immer wirds uns so leicht gemacht werden wie in der Haemuskomödie, in der ein eitler Pfluschdiplomat und ein cerebrasthenischer Bengel Hauptrollen spielten. Wer gewinnen will, muß auch wagen. Doch der Bann ist gebrochen. Deutschland wieder als die starke und muthige Militärmacht angesehen, die nicht durch Schrecken zu bändigen, nicht mit Rosenketten zu fesseln ist: die man niederringen oder mit der man sich anständig abfinden muß. Dread nought! Blickt um Euch: wen hat der Deutsche zu fürchten? Er ist unüberwindlich, wenn er sich nicht selbst aufgibt. Und seit er weiß, ist er auch entschlossen, nicht eine Stunde lang noch eine Regierung zu dulden, die unwürdige Zumuthung vom Fremden wehrlos hinnimmt.

Ein leidliches Quartal deutscher Politik liegt hinter uns. Und fröhlicher als seit zwanzig Jahren klingt das Geläut der Lenzfestglocke ins Ohr.

## Der letzte Kondottiere.\*)

**S**ie, wie alles von der Nothwendigkeit Geschaffene und durch die Zeit Bedingte und Erschöpfte, das Kondottierethum nieder- und unterging, stellte es sich der Welt noch einmal in einer Persönlichkeit dar, die Alles, was dem Kondottiere zu einer charakteristischen Individualität macht, in sich vereinigt. Der letzte der großen Kondottieri ist Giovanni de' Medici, berühmt als der Führer der Schwarzen Banden.

Sein kurzes Leben fällt in eine der schicksalsschwersten Zeiten Italiens. Frankreich und Spanien bekämpfen einander auf der Halbinsel und kämpfen um ihren Besitz. Die italienischen Mächte, unter ihnen der Papst, ergreifen bald für die eine, bald für die andere Großmacht Partei, starr einmütig sich gegen die Fremden zu wenden. So kommt denn Italien schließlich unter die Vormühsigkeit Spaniens; seine Fürsten, unter ihnen der Papst, müssen mit dem Kaiser paktiren, in dessen Reich die Sonne nicht untergeht: der Fremde ist Herr im Land.

Giovanni hat nur noch den Anfang dieses Endes erlebt. Was er thun konnte, um sein Vaterland vor der Knechtschaft zu bewahren, that er unermülich und mit aller Kraft. Er diente Leo dem Zehnten, König Franz, Kaiser Karl, diente Dem, der ihm den größten Vortheil bot, die glänzendsten Versprechungen machte, aber sein Streben ging doch dahin, keinen der Fremden zu mächtig werden zu lassen. Deshalb ging er wohl meist von den Kaiserlichen zu den Franzosen, von Diesen zu Jenen; er wollte eine Art Gleichgewicht der Mächte herstellen. Viele und nicht die thörichtesten der politischen Köpfe Italiens sahen in Giovanni das Heil der Halbinsel und das Bollwerk gegen die Fremden; das einzige, das man ihnen entgegenstellen konnte. Man wußte, daß, wenn er die Werbetrummel rühren ließ, ihm die Soldaten von allen Seiten zuströmten und daß ihn die Spanier am Meisten fürchteten und schätzten. Jeder hielt ihn für klug und feurig, traute ihm große Gedanken und große Entschlüsse zu.

Ein Brief Machiavellis an Francesco Guicciardini vom März 1526 giebt die allgemeine Auffassung von der Persönlichkeit Giovanni's treu wieder. Es geht das Gerücht, der Kondottiere wolle eine Schaar von Leuten zusammenbringen, um Krieg zu führen, wo es ihm am Besten scheine; der florentiner Staatsmann malt sich aus, wie man diesen Gedanken für ganz Italien nutzbringend verwirklichen könne. Von Allen und Jedem müßte Giovanni unterstützt, ihm Fußvolk und Reiter, so viele wie möglich, unterstellt werden: dann würde er bald den Spaniern das Hirt heruntreiben und ihre Pläne durchkreuzen, die darauf zielen, Laskana und die Kirche zu ruiniren; dann würde er dem König von Frankreich den Sinn ändern, wäre er im Stande, über Krieg und Frieden zu beschließen.

In der Aufstellung eines Nationalheeres unter Giovanni sieht Machiavelli das einzige Mittel, der fremden Mächte sich zu erwehren. Wünsche und Hoffnungen, die sich bei der Zwietracht und eigennützigen Politik der italienischen Fürsten nie erfüllen konnten, auch wenn Giovanni ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Es war noch immer wie früher, daß Jeder im Schutz der Mächtigen empor

\* Ein Abschnitt aus dem (hier schon als interessante und lehrreiche Studie erwähnten) Werk „Die Kondottieri“, das bei Eugen Diederichs in Jena erscheint.



und weiter kommen wollte und Alles daran setzte, die Andern niederzuhalten und zu unterdrücken. Giovanni selbst trug sich mit dem Gedanken, eine Herrschaft zu gründen. Wie alle Kondottieri will auch er für sich und seine Nachkommen Land erobern, eine Heimath haben. Er ist nur so lange, wie er es sein muß, ein Nomade, dessen Hans das Kriegszelt ist.

Er will in der Stadt herrschen, in der die Wiege seines Vaters stand. Wenn er auch nie davon sprach, wenn auch keine Miene seinen Wunsch bekundete, steht doch fest, daß er nach der Herrschaft über Florenz strebte. König Franz gewann ihn dadurch für sich, daß er ihm die Herrschaft über das einst von seiner Mutter Caterina Sforza regirte Imola und Forlì und über Florenz in Aussicht stellte.

Giovannis Verwandte, die Medicer, voran die Päpste Leo X. und Clemens VII., suchten den Maßlosen und stets von großen Plänen Bewegten von Florenz, von Toskana immer von Neuem abzulenken. Clemens setzte ihn schließlich als Gouverneur nach Fano, an den Rand der Adria, als könne er ihn nicht weit genug von Florenz bringen. Auch hier aber stirbt nicht in thatenloser Ruhe die Kraft und das Feuer des Kondottiere, der in der Blüthe seiner Jahre steht und noch ungezählte Tage vor sich sieht. Der Papst hat ihm eine Galeone geschenkt; Giovanni kauft drei Fusten hinzu, bemannt sie mit seinen Leuten, den Dienern seiner Soldaten, aus denen er in kurzer Zeit tüchtige Matrosen gebildet hat, und will Ancona nehmen, es zu seinem Waffenplatz machen und von dort seine Macht über See und Land ausdehnen. Doch Ancona erfährt von seinem Anschlag, ist auf der Hut und Giovanni zieht König Franz zu, der ihn mit reichem Sold in seinen Dienst ruft.

Hat Ancona sich selbst vor der Eroberung durch ihn bewahrt, so schüßt drei Jahre früher nur der nachdrückliche Einspruch des Kardinalkollegiums Perugia vor ihm, als er gegen die Stadt zieht, nachdem er in wenigen Tagen Francesco Maria de la Robere vom florentiner Gebiet verjagt und Montefeltro erobert hat.

Ehe er nach Fano geschickt ward, hatte er sich in der Lunigiana festgesetzt, wo er einen Platz La Bula gekauft hatte und eine Festung bauen wollte. Das brachte die Markgrafen Malaspina, die Mächtigsten dort, gegen ihn auf. Als sie Ernst machten, rückte er mit dreitausend Mann und einigen Geschützen gegen sie; hätten sich nicht Genua, Florenz und zwei Cardinäle ins Mittel gelegt und Frieden gestiftet, so hätten die Malaspina es theuer büßen müssen.

Wieder und wieder sucht er festen Fuß zu fassen: immer umsonst. Ihm gelingt nicht, was seinem einzigen Kinde, Cosimo, beschieden ist, der mit achtzehn Jahren die Herzogkrone von Florenz sich aufs Haupt setzt und das Reich Toskana schafft, von dem Giovanni träumte.

Jeder, Frankreich wie Spanien, der Papst und die italienischen Mächte, hatten ein Interesse daran, zu verhindern, daß der Medicer sich irgendwo festsetze; er wäre eine Gefahr für sie Alle geworden. So verging denn dem Kondottiere sein Leben in Plänen, Entwürfen, fruchtlosen Mähen im Feldlager, unter Kämpfen, die seinen Ruhm mehrten, aber keinen Gewinn für die Zukunft brachten.

Er ist der erste und der einzige Medicer, der als Soldat und Feldherr sich einen großen Namen macht, der einzige Medicer auch, der Kunst und Wissenschaft gleichgiltig gegenübersteht. Wohl ist er mit Pietro Aretino freundschaftlich verbunden, aber was ihm den „Wittlichen“ nah bringt, ist nicht dessen literarische

Größe, sondern seine gefährdete Feder, die jeden Kronenträger rücksichtslos kritisiert, die Welt in Ängsten hält und brandstiftet: er sieht in Kreino einen Kondottiere der Feder, wie ihn Italien bisher nicht hervorbrachte und auch nicht in den folgenden Jahrhunderten hervorbrachte hat. Er auch nannte Pietro die Weisheit der Fürsten. In Giovanni ist das Blut der Sforza stärker als das der Medici. Er ist der Sohn, den sich Caterina, Francescos des Ersten Enkelin, so lange gewünscht hat, in dem die Größe ihres Geschlechtes wieder auf- und fortlebt. Was sind neben ihm die Söhne, die sie Girolamo Diario, Giacomo Fico geboren hat! Sie hat ihres „Giannino“ Großthaten nicht mehr erlebt, aber früh erkannt, welche Gaben ihm die Natur verliehen hatte, erkannt, daß ihre besten Eigenschaften sich auf ihn vererbt haben.

In seiner frühen Kindheit war er für sie ein Sorgenkind. Er ist oft und schwer krank und mehr als einmal geben ihn die Ärzte auf. „Ich weiß nicht, was ich von unserem Ludovico“) sagen soll. Das Fieber ist heute etwa zwölf Stunden früher gekommen und heftiger als beim letzten Paroxysmus gewesen. Laßt zu Gott beten, daß er uns ihn erhalte, wenn es für sein Bestes ist“, schreibt Caterina einmal ihrem Schwager Lorenzo. Giovanni ist noch nicht zwei Jahre alt, da vertriebt Cesare Borgia die Mähne Sforza, „die erste Frau Italiens“, wie die Chronik von Venedig sie nennt, aus Imola und Forlì. Sie muß ihm als Gefangene folgen und wird in die Engelsburg gesetzt. Vor ihrem Sturz hat sie aber ihren Giannino schützen können. Als sie wieder frei ist, muß sie um ihr Kind mit ihrem Schwager kämpfen. Lorenzo hat das Erbe Giovanni's verlorben und ihn selbst in seine Gewalt bekommen. Caterina gewinnt durch gerichtlichen Spruch ihren Sohn wieder und bringt ihn zu seiner Sicherheit in das Frauenkloster von Annalena, wo Giovanni, in Mädchenkleidern, unter den Nonnen weilt, bis seine Mutter ihren Prozeß gewonnen hat und Lorenzo „aus Angst und Kummer darüber“ gestorben ist.

In der Medicervilla von Castello wächst Giovanni heran, von der päpstlichen Mutter behütet, von Antonio de' Humai und Antonio Baldracani befehrt, „ein großer, munterer und schöner Junge“, ein trotziger, wilder, fester Knabe, der von den Bäckern nichts wissen will, der, statt zu studiren, reitet, ringt, schießt, schwimmt, der ein Kriegsmann werden will wie Atindolo Sforza und Francesco. Wenn er früher die Amme und den ersten Lehrer geschlagen, hinter Hund und Katzen her gewesen, ihnen Ohren und Schwänze zu seinem höchsten Vergnügen abgesehen, sich mit seinen Altersgenossen gerauft, geprügelt, mit Steinen, Stöcken, Häuten bekämpft hat, so treibt er es später noch ärger. Kein Lehrer hält bei ihm aus, und selbst wenn einer hätte, wäre es doch umsonst; Giovanni interessiert ein kleines sineses Pferd mehr als Vergil und Cicero. Nach Caterinas Tode kann ihn Niemand mehr lenken. Sie hat ihn Francesco Fortunati, dem Pfarver von Cascina, Kanonikus von San Lorenzo in Florenz, und Giacomo Salviati anvertraut, der ihm später seine Tochter Maria zur Gattin giebt.

Seine Jugend ist von zahllosen Händen erfüllt. Florenz zittert vor ihm.

\*) Der Sohn Caterinas Sforza und Giovanni's de' Medici ward erst nach Caterinas Oheim, dem Herzog von Mailand, Ludovico gerannt, nach des Moro Ende aber und seines Vaters frühem Tod nach Diesem.

Er giebt Tag und Nacht nicht Ruhe, bindet mit Allen, mit den ersten Dezen der Stadt, an. Der Gonfaloniere Pietro Soderini sieht sich endlich genöthigt, ihn für eine Weile aus Florenz zu verbannen.

Papst Leo X. hat von Giovanni genug gehört, um ihn nicht für ungefährlich zu halten. Mühte man nicht von ihm, der, lähn, muthig, tapfer, durch seine Freigiebigkeit sich viele Freunde und Anhänger gewonnen hatte, für die Medicierherrschaft fürchten?

In Rom, wohin er auf Wunsch des Pontifex kommt, treibt er es wie in Florenz. Leo X. hat Giovanni's Schulden bezahlt und seine verpfändeten Güter eingelöst. Bald hat der jetzt Neunzehnjährige wieder Geld in Fülle und eine Gefolgshaft wie in seiner Vaterstadt. Auch in Rom unaufhörlich Handel und Streit. Bei der Engelsbrücke greifen ihn die Orsini einmal mit zweihundert Mann an; er hat nur zwanzig Getreue bei sich und schlägt sich mit ihnen durch, obwohl er sich leicht in die Engelsburg zurückziehen könnte.

Giovanni's Ehrgeiz ist größer geworden; die Kämpfe mit florentiner und römischen Stadtwachen haben ihn nur kurze Zeit gereizt, auch die Handel mit feindlichen Adelligen genügen ihm nicht mehr; er will sich jetzt als Soldat versuchen.

Wer ihn, der so viele hervorragende Krieger gebildet hat, in militärischen Dingen unterwies, ist uns nicht bekannt. Bei seinem ersten Zug, gegen Francesco Maria de la Rovere, den der Papst aus seinem Herzogthum Urbino vertrieben hat und der jetzt sein Land wieder erobern will, hat er den Befehl über hundert Reiter. Er ist der Einzige, der sich unter den Offizieren Lorenzos de' Medici auszeichnet. Obwohl der Papst sich über die militärischen Qualitäten Lorenzos keinen Augenblick täuscht, stellt er ihn doch an die Spitze des Heeres. Welch ein Abstand zwischen ihm und Giovanni, dem geborenen Krieger! Leo X. weiß trefflich die junge Kraft zu nutzen. Giovanni hilft ihm, der kleinen Fürsten von Fermo, Recanati, Fabriano und Benevent, die dem Papst untreu sind, Herr zu werden, hilft dem Herrn von Sermoneta wieder zu seinem Besiz. Doch all Das ist für Katelinas Sohn nur Vorspiel zu dem Kampf, der im Jahr 1521 anhebt zwischen Kaiser, König und Papst und den er bis zu einem schneeschweren Novembertag des Jahres 1526 mitkämpft, bald unter den französischen Fahnen, zuletzt unter denen der Liga gegen den Kaiser.

In diesen fünf Jahren wächst mit jedem Feldzug sein Ruhm; überall wird sein Name mit Bewunderung genannt. Seine Schaaren, die Schwarzen Banden\*), sind überall bekannt. Als nach Giovanni's Tod der florentiner Gesandte Folco de' Portinati nach England kam, konnte er König Heinrich dem Achten nicht genug von Giovanni und seinen Soldaten erzählen. Die verblüffende Schnelligkeit seiner Märsche, die ungeahnte Rapidität seiner militärischen Evolutionen trug ihm den Beinamen „Kriegesblitz“ ein. Grundbergs Landknechte, die er nicht zur Ruhe kommen ließ, nannten ihn in bewundernder Verzweiflung den „großen Teufel“. „Italien“ ward er zubenannt, weil in ihm sich die Ehre und der Ruhm der italienischen Waffen verkörperte.

Giovanni ist selbst für diese Zeiten ungewöhnlich schnell emporgekommen

\*) So genannt, seit sie nach Leos Tod ihre weißen Feldzeichen mit schwarzen zur Befundung ihrer Trauer vertauschten.

und zu den höchsten militärischen Stellen gelangt. Von Jahr zu Jahr wächst seine Macht; und fünf Jahre waren ihm überhaupt nur vergönnt. Papst Leo giebt ihm erst den Befehl über hundert, dann über zweihundert Reiter; als Leo sich mit Kaiser Karl 1521 verbindet, kommandirt Giovanni bereits vierhundert Reiter. König Franz wirt den Medici 1522 mit viertausend Mann Fußvolk und vierhundert Reitern an und giebt ihm achttausend Dukaten Sold für seine eigene Person. Mit der selben Anzahl Truppen wird er zwei Jahre später wieder von Frankreich angeworben. In seinem letzten Feldzug ist er Generalkapitän des gesammten Fußvolkes der Liga.

Die Feldherren, unter und mit denen er kämpfte, sind keine Vorbilder für ihn gewesen. Wenn man von Lorenzo Medici überhaupt absehen muß, der ja auch nicht mehr als nomineller Oberbefehlshaber des gegen den Rovere ziehenden Heeres war, kommt allein Prospero Kolonna in Betracht. Aber auch er ist größer im Vermeiden von Niederlagen als im Gewinnen von Schlachten und keine Spur in ihm von Giovanni's Initiative. Lautrec, Bonnivet, Lannoy: tüchtige, tapfere Soldaten, aber keine Feldherren. Francesco Maria de la Rovere, einst Herzog von Urbino, ist wohl, neben Giovanni gehalten, die klüglichsie Skatatur eines Soldaten und Generals. Daß man den Rovere an die Spitze des Ligaheeres stellte, zeugt mehr als alles Andere für die Unfähigkeit der gegen den Kaiser Verbündeten, der spanischen Macht einen wirklichen Rönner entgegenzustellen. Neben Giovanni kann sich aber auch nicht der Marsche von Peskara, Ferdinand d'Avalos, behaupten. Der Medici ist nicht nur der tapferste und kühnste, er ist auch der begabteste Kondottiere dieser Zeit. Was die Liga in ihm verliert, erkennt sie erst ganz nach seinem Tode.

Giovanni ist kein Mann der vielen Worte; er hält nicht lange Kriegsrath: er handelt. Während die Anderen noch sammt dem König im französischen Lager hin und her überlegen, ob man ein Haus, das die Feinde besetzt haben, erstürmen soll, springt Giovanni voll Ungebuld auf, ruft seine Soldaten und nimmt die feindliche Stellung. Als es gilt, über die Mda zu setzen, und der alte Kolonna noch eine Ansprache an die Soldaten hält, wirft sich Giovanni „wie ein neuer Horatius“ in voller Rüstung auf seinem türkischen Schimmel Sultan in die hochgehenden Wogen, die Seinen hinter ihm; sie kommen glücklich aus Land und die Franzosen ziehen sich eilig zurück, denn er fällt über sie mit seinem gewohnten Ungeßüm her und ihm am Meisten hat es sein Vetter Francesco zu danken, wenn er den märländer Herzogsthron wieder besteigen kann.

Sein Muth und seine Schnelligkeit vornehmlich verhelfen ihm zu seinen Erfolgen und Siegen. Wie oft hat er nicht mit viel geringerer Truppenzahl dem Feind gegenüberstanden und ihn doch geschlagen! Eben hat er mit Peskara Robecco genommen, woraus sich nur im Hemd der sieberkrante Bayard reiten konnte, da hört er, fünftausend Grisonen sind im Gebiet von Bergamo und wollen sich mit dem Heer Venedigs vereinigen. Sofort bricht er gegen sie auf und zwingt sie durch unaufhörliche Angriffe, sich wieder zurückzuziehen.

Die Macht der Feinde ist nie für ihn ein Grund, sich ihnen unterlegen zu glauben. Er denkt noch, wie er in Florenz gedacht hat, als er sich mit seinen treuen Genossen der großen Stadtwache gegenüber sah. Da wandte er sich und zählte seine Begleiter: „Zwölf sind wir, — los auf sie!“

Er weiß, wen er hinter sich hat: eine Schaar, von der er jeden Einzelnen kennt; denn Jeder, der bei ihm unterkommen will, wird einer strengen Prüfung unterzogen. Es ist eine Auslese der Besten. Wer faul ist, wird aus dem Lager gejagt, wer feig, bezahlt mit dem Kopf, wer ein Verräther, muß Spießrathen laufen. Kleine Leute nimmt der Medici nicht gern, denn die Niccolo Piccinino sind selten. Wie er selbst das Kopfhaar geschoren und nur einen kleinen Bart hat, dürfen auch seine Soldaten keine langen Haare und Bärte tragen. Entweder, sagte er, sind es Nestler für Käufe oder der Feind kann sie im Kampf packen oder, wenn man sie pflegt und parfümirt, verbringt man die Zeit. Sauber muß der Soldat sein, nichts mehr, ausdauernd, tapfer, kühn, enthaltfam, kein Spieler, kein Säufer, kein Schürzenjäger; nach des Medici Meinung ist ein Soldat, gut gewaffnet und gut zu Pferde, der in der Schlacht gesiegt hat, der größte Mann der Welt. Wie kann man ihn aber mit dem Kaiser und dem König von Frankreich vergleichen? fragt man Giovanni. Doch, antwortet er, ein einfacher Soldat hat ja den König gefangen genommen.

Ein wirklicher Soldat kann nach seiner Ansicht nicht zu hohen Jahren kommen. Als er eines Tages einen damals sehr bekannten Krieger sah, der nun vierundsiebzig Jahre zählte, meinte er: „Wenn an ihm Etwas gewesen wäre, würde er heute nicht mehr leben.“ Der Soldat muß nach ihm sich nicht auf die Gerechtigkeit der Sache verlassen, für die er kämpft, sondern auf Herz und Hand.

Giovanni kennt nicht die manöverartigen Kondottierschlachten; er schont seine Leute nicht. Als Prospero Colonna ihm deshalb Vorwürfe machte, entgegnete er heftig und auf des Generals Worte: „In einem Walde würdet Ihr nicht so zu mir sprechen“, erwiderte er: „Da würde ich Euer schwarzes Barret roth färben.“ Noch mehr ließ er den Grafen Guido Rangone abfallen, der ihm vorhielt, daß er so viele tüchtige Soldaten in den Kämpfen sterben lasse. „Wenn ich sie sterben lasse, kann ich auch andere wieder schaffen; Ihr versteht weder das Eine noch das Andere.“

Er war mit seinen Schaaren eng verwachsen. Wer ihnen zu nah trat, forderte ihn heraus. Er war streng, aber nie hart und ungerecht. Bei Widerspenstigen und Feigen übte er in früheren Jahren sogar selbst Justiz. Er sprach und vollzog das Urtheil. Wenn er auch sonst die Zügel nicht zu straff hielt, verlangte er doch unbedingten Gehorsam. Als er in Fano wieder und wieder Streitigkeiten unter den Seinen schlichten mußte, obwohl er sie nachdrücklich zur Ruhe gemahnt hatte, sperrete er, um endlich ein wirksames Beispiel zu geben, zwei seiner tüchtigsten Hauptleute, die ihren Handel hatten aussetzen wollen, bewaffnet, wie sie waren, in eine Kammer, sagte ihnen, nur einer von ihnen werde sie lebend verlassen, verließ sie und ging davon. Die Beiden, Giovanni da Torino und Amico da Venafro, hieben auf einander ein, bis sie blutbedeckt und halbtot niedersanken. Aber erst nach langen Bitten öffnete Giovanni die Thür, ließ sie aufheben und verbinden. Seitdem war Friede unter seinen Leuten.

Wie er der Erste zu Pferde war, wenn es in die Schlacht ging, wollten auch die Seinen zuerst den Feind angreifen. Er übernahm willig die schwierigsten Aufgaben und deckte die Heere beim Rückzug in einer Weise, daß die Feinde bald von der Verfolgung abließen. Als die Truppen der Liga Mailand, dessen Kastell dank der elenden Führung des Rovere sich dem Kaiser ergab, fluchtähnlich verlassen wollten, setzte er sich ihnen entgegen: „Wer jagt uns denn?“

Wie sich selbst, mußte er auch den Seinen das Neueste zu. Mäßig in Speise und Trank (er färbte das Wasser nur schwach mit Wein), einfach in der Kleidung (nur Gang, Haltung, Weiberde unterschied ihn vom gewöhnlichen Soldaten, nie reiches Gewand, prunkvolle Rüstung und kostbare Waffen), tapfer bis zur Tollmuthigkeit (wie oft ward ihm nicht das Pferd unter dem Leib erschossen, wie oft rettete ihn aus dem Hinterhalt nur seine Unerwundenheit!), ein Meister in allen Leibesübungen (zweimal durchschwamm er in voller Rüstung den Po), war er das Muster und Vorbild, das unerreichte, der Seinen. Ein stattlicher Mann, mehr als mittelgroß, mit schöngeformten Beinen, kleinen Füßen; sein Gesicht war auffallend bleich, sein starkes Kinn, seine prachtvolle Hautfarbe erinnerte an seine Mutter Caterina Sforza. Ein Mann, schnell auffahrend im Horn, aber auch bald wieder besänftigt, rasch im Entschluß, noch rascher in seiner Ausführung, ein Mann, freimüthig im Wort wie in der That (Heuchler sind Zeiglinge, erklärte er), ein Mann, ganz auf sich selbst gestellt, der keine Protection braucht. Wollte ein Guido Rangone Briefe über Briefe an den Papst schreiben, um ihm im Gedächtniß zu bleiben: Giovanni redet nur durch die That.

Seine Name, seine Anwesenheit im Feldlager wiegt Regimente auf. Die Kaiserlichen sagten vor Mailand einmal zu den Franzosen: „Entfernt Herrn Giovanni aus Eurem Lager und wir wollen mit Euch in offener Feldschlacht kämpfen, obwohl wir weniger zählen als Ihr.“ König Franz erklärte selbst, er hätte Schlacht und Freiheit nicht bei Pavia verloren, wenn er Giovanni bei sich gehabt hätte, und Du Bellay und Montluc versichern das Selbe in ihren Memoiren.

Von den Thaten des Medici erzählen sich Alle voll Bewunderung. Einem spanischen, fest gewappneten Ritter hat er die Lanze durch die Rüstung gerannt, daß sie auf der anderen Seite herausgedrungen ist. Seinen Hauptmann Paolo Luciasco hat er allein aus den Feinden herausgehauen. Seinen Feffen, den Grafen von San Secondo, den Spanier und Schweizer auf der Straße von Marignano angegriffen und Abel zugerichtet haben, hat er furchtbar gerächt. Er ist den Feinden nachgehet, hat sie niedergehauen, Jeden gepackt, der sich nicht rettete, die Gefangenen in einige Häuser sperren lassen und diese Häuser angezündet.

Manchmal überfällt den Medici die Wildheit und er wüthet wie seine Mutter, die an den Mördern ihres zweiten Gatten Giacomo Zeo so schreckliche Rache nahm und selbst Kinder nicht schonte. So läßt er einmal aus Wuth, um einen gefallenen Hauptmann zu rächen, zweihundert Schweizer niedermachen, obwohl sie sich auf Vertrag ergeben haben.

Er ist aber nicht nur ein tapferer Soldat, ein kühner Reiterführer, sondern auch ein Feldherr, von dem man sich das Höchste verspricht. Es ist ihm nicht vergönnt, in einer großen Feldschlacht sein Können zu zeigen; ehe es zu der für Franz den Ersten so unglücklichen Schlacht von Pavia kommt, wird Giovanni von einer Urkeuse im rechten Schienbein verwundet und nach Piacenza, dann in die Moorwälder von Abano gebracht. Er kämpft nur in zahllosen Gesckten und macht manche Belagerung mit. Jeden Platz, wo er einmal gewesen, kennt er genau, jede Art der Befestigung ist ihm bekannt, er kennt das Terrain wie kein Anderer.

Er bringt die Leichtreiterei wieder zu Ansehen und Ehren; überall läßt er, zu höchsten Preisen, spanische und türkische Pferde kaufen, denn sie sind die besten. Begegnet ihm ein Mönch zu Pferde, so nimmt er ihm seinen Gaul und

giebt ihm einen schlechteren: „Der trägt Euch auch ins Kapitel, ehrwürdiger Vater!“ Die Soldaten erhalten bequeme Rüsche und Sturmhauben nach burgundischer Art. Seine Kniebuschere nimmt er auf Kleppern mit sich; wenn es zum Kampf kommt, steigen sie ab. Dadurch schafft er sich eine unglaubliche Bewegungsmöglichkeit. Die Albanesen und Levantiner hält er für die besten Reiter und nimmt sie, wo er kann, in seinen Sold.

Mit seinen Leichten Reitern setzte er Frundsbergs Landsknechten besonders zu, die von den Alpen in die Lombardei niederstiegen, „um den Kaiser und sein Volk zu erretten, weil offenkundig und am Tage sei, daß der Papst den Kaiser, das ehrliche Kriegsvolk und die Kolonna unterdrücke“; ihnen voran der alte Söldnerführer, dem von seinem Sattel Schnüre aus Gold und Seide hängen, mit denen er den Papst und den päpstlichen Hof hängen wollte. Die Feldherren der Liga wissen sehr wohl, daß man in offener Feldschlacht diesen Landsknechten nicht begegnen kann. Man muß sie unausführlich angreifen und durch fortwährende Schärmmügel und Gefechte aufreiben. Giovanni geht gegen sie, plagt sie, läßt sie nicht zur Ruhe kommen. Die Landsknechte nennen ihn voll Grimm den großen Teufel. Wie sollen sie sich seiner erwehren? Was sie nicht können, thut für sie der Zufall. Giovanni meint, Frundsberg habe keine Geschütze; er weiß nicht, daß der Herzog von Ferrara ihm einige Stück geschickt hat. Mitten im Kampf trifft ihn ein Falconettsschuß in den rechten Oberschenkel und zerschmettert ihm den Knochen.

Von Borgoforte wird er nach Mantua gebracht. Die Sanfte kommt im Schnee nur langsam vorwärts; die Horden wirbeln in dichten Schwärmen zur Erde. Endlich ist er in der Stadt und im Hause seines Freundes Luigi Gonzaga. Er denkt nicht an seine Wunde, nur an die Seinen, die weitersehten. Seines getreuen Lufantonio erinnert er sich in herzlichster Liebe. Aretino, der immer um ihn ist, sagt: „Wir wollen ihn holen lassen!“ „Soll Einer wie er“, fragt Giovanni, „den Kampfplatz verlassen, um einen Kranken zu sehen?“ Seines Neffen, des Grafen von San Secondo, gedenkt er: „Wäre er wenigstens hier! Daß ihm meine Stelle verbliebe!“ Er denkt immer an den Krieg: „Wie wird es werden?“ Die Ärzte bringen auf eine Operation und Aretino spricht ihm davon: „Laßt Euch den Schaden, den das Geschloß machte, beseitigen und in acht Tagen könnt Ihr Italien, das jetzt eine Sklavin ist, zur Königin machen!“ „Es soll geschehen“, erwidert der Medicus. Die Ärzte geben ihm Medicin und bereiten Alles zur Operation vor. Da es Essenszeit ist, überfällt ihn Uebelkeit, er erbricht sich: „Die Zeichen Caesars!“ sagt er zu Aretino. Mit verchlungenen Händen gelobt er, zum Apostel von Galizien zu pilgern, wenn er gerettet wird.

Die Ärzte kommen; sie haben acht bis zehn Leute gefunden, die ihn halten werden, während ihm das Wein abgeseigt wird. „Auch zwanzig würden mich nicht halten können“, sagt er lächelnd. Er selbst nimmt das Licht, um den Ärzten zu leuchten. Aretino kann während der Operation nicht im Zimmer bleiben. Obwohl er sich die Ohren zuhält, hört er ihn doch zweimal aufschreien. Als er wieder zu ihm kommt, ist Giovanni heiter: „Ich bin geheilt!“ Er läßt sich das abgeseigte Wein bringen, lächelt, als die Anderen nicht sehen wollen, was er hat bulden müssen, denkt, wenn er nicht mehr zu Fuß kämpfen kann, so wird er es zu Pferde thun, denkt aber nicht daran, daß er sterben kann und wird. Er muß sterben, denn zwanzig Stunden hat er keinen Arzt gehabt und jetzt hat ihm Meister Abraham,

der jüdische Arzt, das Bein nicht hoch genug abgeßigt, in dem Stumpf sind Knochen- splitter zurückgeblieben und der Brand wird kommen und Giovanni wird sterben, noch nicht neunundzwanzig Jahre alt.

Einstweilen sind die Schmerzen gewichen, doch zwei Stunden vor Tag kommen sie mit allen Qualen wieder. Er ruft und Aretino springt auf, wirft sich in die Kleider und eilt zu ihm. Sobald Giovanni ihn sieht, sagt er, daß ihn mehr als sein Schmerz der Gedanke an die Freiglinge quäle; er plaudert mit Aretino und vergißt darüber seine Leiden. Mit dem Morgen kommt eine Todesahnung über ihn. Er vertheilt an seine Getreuen und Diener viele Tausend Dukaten in barem Geld und Gewändern; für sein Begräbniß setzt er vier Julier aus. Er will einfach bestattet werden, er wünscht keinen Prunk, dem er im Leben abhold war, bei seinem Begräbniß. Am ersten Abend in Mantua schon hat ihn der Kovere, als er ihn besuchte, auf seine Christenpflicht verwiesen. Jetzt kommt der Beichtiger, obwohl Giovanni keinen braucht. Während der Schmerzen, die er bei der Amputation litt, hat er gefragt, ob man für eine Sünde zweimal bestraft werde, und da man ihm antwortete: „Nein!“, sagt: „Dann bin ich sicher!“

„Als Soldat habe ich gelebt, wie Soldaten zu leben pflegen; hätte ich Euer Gewand getragen, dann hätte ich wie ein Mönch gelebt!“ spricht er zu dem Beichtiger; „obwohl es nicht erlaubt ist, will ich in Aller Gegenwart beichten, denn ich habe nichts meiner Unwürdiges gethan.“ Dann sagt er das Confiteor, in dem, wie er glaubt, Alles enthalten ist. Das ist seine Beichte.

Nach der Vesper kommt zu ihm der Marschese von Mantua, Federigo II. Giovanni und er haben einander auf den Tod gehaßt. Federigo hat dem Medici zwei treffliche Hauptleute weggelockt und das Gerücht nicht totgeschwiegen, das besagte, Giovanni's Kraft und Erfolge beruhten nur auf seinen Offizieren. Aber der Medici hat wieder und wieder gezeigt, daß er Herz und Kopf und Hand der Seinen ist und ihre Seele. Federigo hat mühsend gesagt, er werde ihn töden lassen, Giovanni hat geantwortet: „Ihr werdet es befehlen und ich werde es thun.“ Und der Marschese hat es nur seinem Glück zu danken, wenn er Giovanni nicht in die Hände fällt. Jetzt aber ist der Medici krank und der nahende Tod versüßt nun die beiden Feinde. Der Marschese umarmt ihn und spricht ihm liebevoll zu: „Bittet mich um eine Günst, die Euch und mir geziemt!“ sagt er ihm zuletzt. „Liebt mich, wenn ich gestorben bin!“ erwidert Giovanni.

Seine Diener umstehen trauernd das Lager. Seine Hauptleute kommen; er mahnt sie, seine Ehre hochzuhalten. Sein Neffe, der Graf von San Secondo, soll der Führer der Schwarzen Banden werden. Man fragt den Sterbenden, ob er nicht ein Testament machen wolle; er braucht es nicht, die Armuth und die Gesetze haben es schon für ihn gemacht. Sein Sohn erbt den Ruhm des Vaters und seine vielen Schulden. Giovanni hat nie Geld gehäuft, immer es mit vollen Händen ausgegeben, Güter verpfändet, jetzt noch wie in seiner härmlichen Jugend in Florenz und Rom. Seine Soldaten haben immer mehr gehabt als er, der nichts für sich braucht.

Er will noch einmal vor seinem Tode den kleinen Cosimo sehen, denn er weiß, daß er sterben muß. Der Marschese tröstet ihn und sagt ihm, er werde wieder gefunden, aber Giovanni erwidert: „Ihr verliert heute Euren größten Freund und treuesten Diener.“ Dann spricht er vom Krieg, der ihn mehr als alles Andere



bewegt. So geht es bis zur neunten Stunde der Nacht; es ist die Vigilie des Heiligen Andreas. Da quälen ihn die Schmerzen so, daß er Aretino bittet, ihm vorzulesen, bis er einschläft. Aretino liest und Giovanni schlummert ein. Nach einer Viertelstunde fährt er auf: „Ich träumte, ich sei gesund und kämpfe. Wenn es mir erst besser geht, will ich den Deutschen zeigen, wie man kämpft und wie ich mich zu rächen weiß.“

Er empfängt die Letzte Oelung und kommt wieder etwas zur Ruhe. „Ich will nicht unter diesen Plündern sterben“, sagt er. Man legt ihn auf ein Feldbett, er schläft ein und im Schlaf kommt zu ihm der Tod. Das Sterben verändert seine Züge nicht, die stolz, lähn und herrisch wie im Leben sind, seine Augen nicht, die noch blitzen, wie sie im Leben geblitzt haben. Auf Wunsch Aretinos nimmt Giulio Romano von ihm die Totenmaske, die der Göttliche ehrfurchtvoll bewahrt und nach der Tizian das Bild des Kondottiere malt. Auf Herzog Kosimos Befehl, der Giovannis Gebeine später in die Grabkapelle der Medici bringen ließ, schaffte Vanbini sein Denkmal, das den großen Reiterführer sitzend zeigt und vor dem die Florentiner sagen: „Herr Giovanni dalle bande nere, des langen Reitens überdrüssig und müde, ist vom Pferde gestiegen und hat sich gesetzt.“

Das Volk Mantuas säuft die Straßen, die Frauen die Fenster, als man ihn zur letzten Ruhe trägt. Die Bahre haben seine Hauptleute auf die Schultern gehoben, der Marschese mit allen Gonzaga, mit seinem Hofstaat, mit den Behörden folgt ihr nach San Francesco, wo man den Medici niederlegt in voller Rüstung, mit seinen Waffen, als ginge es wieder in die Schlacht.

Ein großer Kriegsmann wird zu Grabe getragen; mehr noch: die Hoffnung Italiens in dieser schweren Zeit; mehr noch: der letzte Kondottiere.

Traunstein

Dr. Alfred Semerau.



## Selbstanzeigen.

Tagebuch einer anständigen Frau. Verlag von Albert Langen in München.

Als ich 1906 die „Beichte einer Gefallenen“ veröffentlichte und damit auch literarisch einen Streich unter den traurigsten Abschnitten meines Lebens zog, ahnte ich nicht, daß das „Tagebuch einer anständigen Frau“ einmal notwendig werden würde. Auch dieses Buch ist ein Versuch der Selbstbefreiung von etwas unendlich Widrigem. Trug das erste Werk mehr den Charakter einer Beichte, so ist das Tagebuch einer anständigen Frau eine Anklage, die im öffentlichen Interesse erhoben wird. Mehr gegen ein System als gegen die Personen, die dieses System vertreten. Darum wurde in dem Buch selbst (obwohl es nur erweisliche Wahrheiten enthält) jede Andeutung der Stadt, in der diese Ereignisse sich zutrugen, vermieden. Die Stadt ist Frankfurt am Main. Aber Alles hätte sich eben so gut in einer anderen Stadt Deutschlands (oder wenigstens Preußens) abspielen können. Aber wie man mich hegte, wie mein Gatte ein Opfer dieser Privattrage wurde, wie man ihn, den Mann von nicht nur unantastbarem Charakter, sondern auch von unantastbarem Ruf und Vorleben, in dem selben Staat, in dem unter Umständen auktionswürdige Verbrecher mit der größten Höflichkeit behandelt werden, auf eine

Denunziation hin verhaftete und nicht nur mit Strohsen und Stromern zusammenperrte, sondern sogar zusammenfesselte: Das, scheint mir, ist selbst für Preußen nicht gerade typisch. Und darum scheint mir auch mein Buch, das absolut keinen Anspruch auf „künstlerischen“ Werth macht, ein Interesse zu haben, das über das eines rein persönlichen Menschenjochs weit hinausgeht. Wenn das Buch dazu beiträgt, die Aufmerksamkeit auf Missethäter zu lenken, die zur öffentlichen Gefahr geworden sind, so hat es seinen Zweck erfüllt.

Frankfurt am Main.

Hedwig Harb.



### Christenthum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

E. Haberland in Leipzig, 1900.

Die Leser der „Zukunft“ haben einige meiner Meinungen über religiöse Dinge kennen gelernt. Dem Einen oder dem Anderen mag ein Buch nicht unwillkommen sein, das diese Ansichten in geordnetem Zusammenhang und einigermaßen vollständig vorträgt. Die Kapitelüberschriften lauten: I. Die Vergangenheit. 1. Die Zeit der Apostel und der apostolischen Väter. 2. Die altkatholische Kirche. 3. Die Kirche als politische und Geistesmacht. 4. Die Kirche in der Völkerwanderung. 5. Die Eingliederung der Germanen in die Kirche. 6. Die Deutschen retten und erhöhen das Papstthum. 7. Das Papstthum auf der Höhe seiner Macht und die Blüthe der katholischen Wissenschaft. 8. Verderbniß und Niedergang der abendländischen Kirche. 9. Das Zeitalter der Reformation und der Gegenreformation. 10. Der Tridentinische Katholizismus. 11. Die innere Entwicklung des evangelischen Christenthums und sein Einfluß auf die äußere Gestaltung des Lebens. 12. Die Gegenwart. 13. Rationalismus und Aufklärung. 14. Die Romantik, die Restauration und die katholische Renaissance. 15. Der Ultramontanismus besiegt den Romantizismus. 16. Protestantische Theologie und evangelische Kirche in Deutschland. 17. Der gegenwärtige Kampf der Konfessionen in Deutschland. 18. Religiös-kirchliche Zustände in den übrigen Ländern. III. Die Zukunft. 19. Kann der wissenschaftlich Gebildete heute noch an Gott glauben? 20. Der Offenbarungscharakter des Christenthums. 21. Es giebt keine unfehlbare Lehrautorität; der Dogmatismus und der Orthodoxismus sind Verirrungen. 22. Kritik der wichtigsten Dogmen. 23. In welchem Sinn die katholische Kirche zu reformiren ist. 24. Katholische Ethik. 25. Ausblick in die Zukunft.

Erst nach vollendeter Korrektur ist in der Druckerei der Schluß der letzten Anmerkung auf Seite 723 durch Weglassung einer Zeile und Verdoppelung einer anderen zu völliger Sinnlosigkeit entstellt worden. Er soll lauten: „Die geforderte Aufhebung der eignen Persönlichkeit, des endlichen, psychischen Ich endlich beweist gleich vielen anderen Aeußerungen Schmitts seine Verwandtschaft mit dem Pessimismus, der in der Individuation das Böse sieht. Dazu hat, von Fichte an, trotz Hegels optimistischem Temperament, der gesammte sogenannte Idealismus geneigt; erst der an Leibniz anknüpfende Boye hat der deutschen Philosophie den Weg gezeigt, auf dem der Sturz in den Abgrund vermieden werden kann, und dieser Weg führt ganz nah ans Christenthum heran.“

Reiße.

Karl Jentsch.



## Die junge Generation.

Der metaphysische Tod erregt die Seelen. Man hat sich mit der Literaturströmung von heute abgefunden, indem man sie als „Neuromantik“ popularisirt hat. Und da nun dieses Wort einmal in einer Atmosphäre von Jugend und Leichtfinn schwimmt, fühlt sich der besonnenen Zeitgenosse verpflichtet, sich aus diesem Chaos zu einer ernstern Lebensgestaltung durchzuringen. Man naht sich der Kunst mit einer michelangelischen Geberde: Wir haben Verpflichtungen. Wir stehen vor der Epoche des „ernsten Menschen“. Um den Namen ist man nicht verlegen: Neuklassizismus.

Im Schatten dieses heroischen Wortes krühen die Fanatiker der Regel. Die Entdecker seltsamer Gesetzmäßigkeiten, die alle Räusche und Erregungen mit Rezeptnamen belegen. Die ästhetische Schöpfung so von Regeln abhängig machen, daß alle zufällige Heiterkeit wie mürber Staub abfällt. Bebrillte Piraten, die Alles nehmen, was an Ueberschwang und Reichthum erinnert. Nur das Nothwendige ist durch das Gesetz gerechtfertigt. Natürlich: der große Zug. Der ernste Mensch hat immer das Bedürfnis nach Großzügigkeit. Transpirirend sollst Du schaffen. Wie gesagt: die klassische Tragedie. Voll Strenge und Unerbittlichkeit; mit einem Wort: Hebbel.

Franz Serwaek, der auch einmal jung war (und ein Goethebüchlein geschrieben hat, das ihm jetzt wahrscheinlich sehr unangenehm ist) empfahl in einem Aufsatz neulich Hebbel als Erzieher. Es „schauen heute auf Hebbel fast alle jene jungen Leute, die, mit Zukunftsdrang und schöpferischem Willen begabt, ein Herauskommen aus der gegenwärtigen Unzulänglichkeit ersehnen und fest entschlossen sind, ihre Kräfte zu hohen Zielen zu spannen“. Welche trostlosen Perspektiven! Und weiter lobt er als ernstest Mensch die durch Hebbel erzogenen Paul Ernst und Wilhelm von Scholz. Das langsame Emporwinden der neuweimaraner Klassik beweist von Neuem, wie der Deutsche um den Preis seines Bildungsbedürfnisses (Nietzsche hat ein anderes Wort dafür) zu jeder Qual bereit ist, selbst zur peinvollsten Langeweile. Wie trodenes Holz, das der Wind aufstößt, prasselt der Rhythmus der ernstischen Verse in meiner Erinnerung. Hebbel als Erzieher einer jungen Generation! Welch reifes Alter gehört dazu, Das mit ernstem Feuer zu verkünden, welch ein endgiltiges Vergessen der eigenen Jugend. Welch Vergessen Goethes.

Ockermann erzählt: Das Gespräch wendete sich auf den Tasso, und welche Idee Goethe darin zur Anschauung zu bringen gesucht. Idee? sagte Goethe; „daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Tassos, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand in mir das Bild des Tasso . . . Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und

Ideen, die sie überall suchen und hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Ei! So habt doch endlich einmal die Courage, Euch den Eindrücken hinzugeben!" Ja, Goethe! Was wußte Der von deutschem Bildungsbedürfniß? Wie kann ein Kunstwerk vollkommen sein, dessen Dichter sich nicht bewußt war, die letzte Essenz des Daseins und aller Erfahrung in seinen Versen eingefangen zu haben? Hebbel, sehen Sie, da vermißt man nie den großen Ernst, das Ringen des Künstlers. Schweiß! Schweiß! Das Abwerfen der Gedankenschalen, das rauchige Aufblitzen und Steigen der Gedanken, die uns in den Strudel hineinreißen: Das ist die peinliche Unklarheit der jungen Leute. Hebbel ist bis zum letzten Grunde seiner Seele klar, bis zu dem Punkt, wo Alles als eine mathematische Konstruktion erscheint. Hebbel ist der Heros der Unsinnlichen, die durch seine schwer aus gedanklichem Ringen sich lösenden Reliefs ihre Denkraft angetrieben fühlen und die Leichtigkeit, das Freiwerden von Gedanken als Befreiung durch die Kunst ausgeben. Die Kunst hat wenig mit der glasklaren Helle zu thun, die gleich einer chemisch erzeugten Atmosphäre um die Verse Hebbels ruht, die wie mit hydraulischer Kraft aus widerspenstigem Material gestanzt scheinen. Nie überrieselt den Leser bei Hebbel das plötzliche Blühen der Dinge, das Quellen neuer Schönheit, wenn der Dichter sie berührt. Nie dieses tiefe Gefühl, daß der Dichter vom Licht der Welt entzündet war und ihre Schönheit im seligen Schauen aussprach. Hebbel trifft, was Goethe von Schiller sagt: „Es war nicht Schillers Sache, mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über Jedes, was er that, reflektiren.“ Und: „Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß Schillers philosophische Richtung seiner Poesie geschadet hat; denn durch sie kam er dahin, die Idee höher zu halten als alle Natur, ja die Natur dadurch zu vernichten.“

Hier berührt Goethe (den ich in dieser Abhandlung noch oft sprechen zu lassen gedenke, weil er ein erlauchter Mensch und Feind aller schlechten Musik war) den wunden Punkt: die Stellung des Dichters zur Wirklichkeit. Goethe spiegelte sich gern in einem Wort, das er sehr liebte: Schauen. Der Dichter hat kein höheres Interesse als das, die Wirklichkeit darzustellen, die er geschaut hat. So dachte sich Goethe die Dichter der antiken Tragoedien, fernab von jedem „fentimental.n" Versuch, Ideen in Versen auszudrücken. „Sophokles ging bei seinen Stücken keineswegs von einer Idee aus, vielmehr ergriff er irgendeine längst fertige Sage seines Volkes, worin bereits eine gute Idee vorhanden, und dachte nur darauf, diese für das Theater so gut und wirksam wie möglich darzustellen.“ Mit der dichterschen Gestaltung der Wirklichkeit muß die Idee gleich mitgestaltet sein: außerhalb ihrer befindliche Ideen kennt der Dichter in Hinsicht auf sein Schaffen nicht. Die spekulative Aesthetik der deutschen Romantiker, die Paul Ernst auch allerdings für hoffnungslose

Dilettanten hält, mündet in diese Forderung, daß der Dichter nur seine Wirklichkeit darzustellen habe, daß jedes Kunstwerk sein eigenes Ideal in sich trage. Und den tiefsten Schatz goethischer Erfahrung durch alle verschlungenen Gänge sorgsam achtend, erklären sie immer wieder: der Künstler habe nur die Besonderheit darzustellen, alle Verallgemeinerung geschehe aus unkünstlerischen Absichten. Das trifft Hebbel, wie es Schiller trifft. Hebbel mißachtete die Besonderheit der Erscheinung, der Wirklichkeit. Er sah nicht, daß die künstlerische Erscheinung der Idee erst durch den Reichthum empirischer Zufälligkeiten, Einzelheiten möglich ist. Seine Menschen führen das Leben der Maschinen, deren Schönheit darin besteht, in möglichster Vereinfachung möglichst viele Funktionen zu vollziehen. Aber die ästhetische Wirkung beruht, elementar ausgedrückt, auf dem Schein der Wirklichkeit, auf der Suggestivkraft des Einzelnen.

Es mangelt an Raum, über Hebbel erschöpfend abzuhandeln. Daß er ein großer Mensch war, einer, der in letzte Tiefen mit schmerzhafter Kraft und Zartheit blickte, daran denke ich nicht zu zweifeln. Ich erwähne seine Schauensarmuth, weil ein unbedenklicher Schriftsteller ihn beispielhaft für ein junges Geschlecht empfand. Warum er gerade als Erzieher verherend wirken kann, sagt ein anderes Wort Goethes: „Ich habe mir die ästhetische Ansicht der Welt, die landschaftliche, durch die wissenschaftliche ganz verdorben und dabei kommt endlich auch nicht viel heraus.“ Wenn eine junge Generation denkbar wäre, deren Blutumlauf so träg, deren Sinnlichkeit so muthlos wäre, daß sie gerade dem Beispiel Hebbels folgen würde: sie müßte in einem tobenden Gallert verwirrter Spekulationen enden. Was diese Art ästhetischer Betrachtung zu Tage fördert, zeigt das von Servaes belobte Werk Paul Ernst's „Der Weg zur Form“, zeigen die Dramen der „Neuklassik“, zeigt, wenn Sie wollen, der Essay von Franz Servaes, den ich noch nie mit so tödlich ernstem Munde und in die Ewigkeit gerichteten Augen doziren hörte.

Das Verwirrende ist die Vorstellung der „Form“. Damit sind wir im Centrum des weimariischen Jtrogartens. Der Begriff der Form ist seit Schiller ein sprudelnder Brunnen von Verwirrung. Die Form ist die Bestimmung, unter der wir eine Erscheinung überhaupt als künstlerisch empfinden. Ist ihrem Inhalt nach ein Verhältnißgesetz, unabhängig und unwandelbar. Veränderlich ist, was der Künstler in dieses Gesetz einordnet. Bei Servaes verjeltständigt sich die Form in seltsamster Weise. Sie muß „organisch austreiben“ oder er empfindet gar: „Die Form ist der höchste Inhalt.“ Diese Unverständlichkeit der Begriffe entspringt der Methode, allgemein gültige ästhetische Gesetze durch Beobachtung und Vergleichung von Kunstwerken zu finden. Allgemein gültige Gesetze vermag dieser Psychologismus natürlich nicht zu gewähren; nur eine von persönlichsten Eindrücken erfüllte Unklarheit der Begriffe. Bei Servaes tritt diese Methode noch naiv und anspruchlos auf; mit aufsaugender Uinge-

weile und magistralen Ernst beherrscht sie die neuklassische Gemeinschaft. Ich denke hier vor Allem an Ernsts „Weg zur Form“, das fatale Produkt eines nicht unbegabten Menschen, dem sich „das landschaftliche Bild verdorben hat“ und der nun mit der Leidenschaft seines Wirkungstrieves in ästhetischen Untersuchungen Ausdruck zu finden hofft, ohne sich in die Abstraktionen der Wissenschaft hineinzufinden. Der Rest ist Verwirrung.

Paul Ernst ist um ähnliche Ziele wie Hebbel bemüht. Aber ohne dessen quälende Witterungsgabe. Einer, dem nicht, wie Hebbel, die Revolte im Blute bligt. Was bei Diesem der starre Wille eines Einsamen ist, ist bei Ernst die erarbeitete Ueberzeugung eines nachdenklichen Menschen. Ich halte es aber nun einmal für eine unglückliche Veranlagung, sich bei vorwiegend dichterischer Begabung um ästhetische Spekulationen bemühen zu müssen, während das an Anschaulichkeiten gebundene Denken selbst bei qualvollster Affekt es nur zu einer unreinen Abstraktion bringt. Steht ein Mensch großen Formates dahinter, so sind seine Aeußerungen eben an sich werthvoll. Ernst ist von dem Gedanken einer absoluten Geseßlichkeit so hingenissen, daß sich ihm die logische Struktur der Erscheinung unwiderstehlich in den Vordergrund drängt. Es staucht dieses überreizte Bedürfnis nur noch mehr, daß ihn sein Psychologismus zwingt, alle Erscheinungen als Relativitäten, durch zeitliche Einflüsse bedingt, aufzufassen. So bringt er selbst das Sittengesetz in der kantischen Formulierung um seine Allgemeingiltigkeit; es ist ihm nur „Formel für die damalige Sittlichkeit“. Nun sieht die kantische Formulierung des Sittengesetzes von jeder empirischen Erscheinung ab und konstatirt nur, unter welcher Bedingung Menschen mit Bewußtsein ihrer Würde in Gemeinschaft leben können. Jede zeitliche Moral zeigt sich als durch die besonderen Bedingungen geformte Erscheinung dieses Gesetzes. Damit ist zugleich die Definition der Tragödie gegeben, bei der alle auf ihre Analyse abzielende Aesthetik erst beginnen kann und zu der Ernst vermöge seines Relativismus nicht kommt. Das Individuum, das, seine persönliche Freiheit entwickelnd (seine individuelle Auffassung des Sittengesetzes), sie auch gegen das Sittengesetz durchzusetzen sucht, ist Objekt der Tragödie.

Ernst sieht die Tragödie von Zeitlichkeiten abhängig und vergißt, daß es sich dabei nur um ihren veränderlichen Inhalt handeln kann. Aber sein Trieb zum Allgemeingiltigen muß nun das Absolute an anderer Stelle suchen und er findet es in der Situation. Diese soll „objektiv“ sein. „Jede Handlung, die rein aus dem Charakter entspringt, nicht aus der Nothwendigkeit einer objektiven Situation, in die jeder Charakter hineingerathen kann, ist im letzten Grunde willkürlich.“ Das ist der Gipfel des Begriffskriticismus. Die Situation ist die Beziehung der Charaktere auf einander innerhalb eines gegebenen Stoffes, die sich in der Erscheinung als status quo zeigt: in der

Tragoedie ist sie, ihrer Dynamik nach, gemäß ihrer Definition eindeutig bestimmt. Die zeitliche Besonderheit hängt vom Dichter ab. Ernst scheint sich unter Situation etwas Beharrliches vorzustellen, in das bald Der, bald Jener eintritt, wie der Mensch in Blakes mythologischem System in seine Joas. Aber diese objektiven Situationen haben entscheidende Wirkungen: Shakespeare, zum Beispiel, weiß, daß sie im „Othello“ fehlen, und „deshalb hat er seine Figuren mit so wundervollen Leben ausgestattet, daß er uns doch wenigstens während der Darstellung das Gefühl der Nothwendigkeit jaggerirt“. Und als Ernst die Brauchbarkeit seiner ästhetischen Theorie an Shakespeare erprobt, sieht er endlich ein, daß Shakespeare keine Tragoedien schreiben konnte. Das, was auf uns wirkt, ist „dramatische Lyrik“. Hieraus (aus der dramatischen Lyrik) entsteht Shakespeares Reichthum; es gehört schon, meint Ernst, „der ganze Dilettantismus unserer Romantischen Schule dazu, diesen Zusammenhang nicht zu durchschauen!“

So wirkt das bloße Hinschauen auf die logische Struktur der Tragoedie. Ernst weiß nicht, daß der vollkommenste logische Organismus erst als Kunst empfunden wird, wenn er mit dem ganzen Reiz der Einmaligkeit auftritt, also als historisches Geschehen wirkt. Seine dramaturgische Kritik beginnt immer damit, daß sie die Tragoedie ihrer Einmaligkeit entkleidet und sie ganz naturalistisch für etwas Allgemeingiltiges nimmt. Es zeugt von dieser ästhetischen Barbarei, eine solche Learbetrachtung niederzuschreiben, wie es Ernst gethan hat. Zeugt von einer abgestorbenen Epidermis, von zuchtloser Brutalität des ästhetischen Empfindens, wenn er Lear als die Tragoedie eines thörichten Greises behandelt. Ein Schauspieler, der Lear so darstellen würde, wäre vor thätlichen Beleidigungen nicht sicher. Die Tragoedie Lear's ist eben nicht die des typischen alten Mannes, sondern die Tragoedie Lear's, die nur in diesem Rhythmus des Geschehens in so düsterer Bluth aufleuchtet. Das ist das Tragische, daß sich dieser König als die Nacht empfindet, die er repräsentirt. Die Abgabe der äußeren Zeichen berührt ihn nicht. Er bleibt für sein Empfinden Das, was Kent von seinem Antlig liest: Hoheit. Hoheit, die Jeder, der ihr wie einem Menschen naht (wozu sich Lear durch seine Abdankung vor der Welt gemacht hat), als einen Beleidiger empfindet. Die Umwandlung Lear's zum Menschen, ein gewaltiges Schicksal sagenhafter Könige, löst die Energie der Tragoedie. Ein Fanatiker greift blind durch Blüthen und Glorie, um die „objektive Situation“ zu suchen.

Die Tragoedie auf ihr logisches Schema zu bringen, es in sehr bedeutungsvollen, konzentrirten Versen auszudrücken, die kein Feuer der Seele geschmolzen, kein heiterer Sonnenstrahl berührt hat: Das ist das Ideal des Neuen Weimar. Wer hier die neue Generation sieht, beweist sein Ruhebedürfnis. Wir aber, die wir uns unsere Freunde an der Erscheinungen wechselndem Spiel, unsere Heiterkeit nicht rauben lassen wollen, uns froh den Einflüsterungen

unseres Dämons ergeben und heiter gestaltend leben: an uns ist's, Protest zu erheben gegen ein Dogma, das uns Alle mit seinem Medusenhaupt ängstet: mit qualvollster Langeweile. Feierlich soll erklärt werden: Man stirbt bei diesen im Frost erstarrten Versen. Mir schauert vor dem Tiefinn, den ich aus der künstlerischen Gestaltung herauslesen muß, um als anständiger Mensch fortan zu vegetiren. Dann lockt schon reicher eine andere Stimme: Gestalten im Anblick der erhabenen Wirklichkeit, bewegt vom Wellenschlag eines heiteren Herzens, aufschäumend in den Stürzen eines hingeebenen Enthusiasmus. Der Alte aus Weimar, der so die Kunst sah, scheint mir ein besserer Führer zu sein als Hebbel, der nur in Posen Robins in meinen Träumen erscheint. Gewiß: es giebt eine junge Generation; es ist höchste Zeit, Das zu betonen. Es wühlt dumpf wie Sturm und Aufruhr, die sich durch die fette Breite der Zeitgenossen keine Kanäle schaffen kann. Es giebt noch unbekümmerte Menschen, die angstvoll die Zumuthung abweisen, ihre Kunst mit tief sinnigen Ideen zu laden. Unsere Zeit, versetzt in träger Selbstachtung, abgestumpft durch militärisch geregelte Belustigungen, bedarf anderer Antriebe, um epileptische Zuckungen zu verspüren. Man lasse die Hände von klassischer Bearbeitung urzeitlicher Tragödien und gebe sich athmend dem Leben hin, wie es Goethe nur je gewünscht hat. Es ist die Anmaßlichkeit lähn gewordener Pedanterie, dem Künstler seine Form vorzuschreiben. *Revenons à la nature.*

Die junge Generation. Sich äußern, darstellen, die Welt seines Innern in einem Sturm von Begeisterung hinausschreien, sich ergießen in die trübdunkle Fülle der Gestalten, strahlend voll siegreicher Empörung: so läuten sich junge Generationen ein. Darstellen im Feuer des Enthusiasmus, der die Last einer trägen Zeit mit lachender Revolte von sich schleudert; sich darstellen, das Spiel seiner Seele wiederfinden im leuchtenden Strom des Geschehens: Das dünkt mich eher eine Begeisterung schauentiefer Menschen zu fein als die chemischen Bemühungen aus Neuweimar, deren Verse dem Schauspieler im Mund erfrieren. Es giebt andere Dramen in der zeitgenössischen Literatur, die von frischeren Kräften zeugen. Und dann, die Boten der Zukunft: das Werk Johannes B. Jensens, der das äußerste Kap unserer Zeit beschritten hat und leuchtend aus Dampf und Rauch die Götterskulptur des neuen Menschen hebt, mit elektrischer Gewalt nach unserer Seele zuckend, der sich in weiter Fülle strahlend eine neue Richtung des Lebens öffnet. Und schon hat die junge Generation, von der ich spreche, das erste Werk hervorgebracht: ein Trompetenstoß über blasse Felder, eine schillernde Schale, in der das Meer unserer Sehnsucht spielt, blühender Sturm in einer Nacht der Feuerbrünste: „Der Fremde“, Roman von René Schidole.

Niederschönhausen.

Rudolf Kuz.





## Karfreitagslegende.

Das Furchtbare war geschehen. Ein bluttrunkener Pöbel schleifte den Heiland der Welt zur Richtstätte.

In der Mitte des heulenden Volkes aber weilte Einer, dessen düsterer Schatten die hereinbrechende Sonnenfinsterniß noch verdunkelte, dessen Gegenwart bei diesem gräßlichen Triumphzug unentbehrlich war. Satan süßte seine Getreuen heute selber an. In ihren tobheitenden Schrei mischte sich seine Stimme in einem grossen Donnerton, der grauenhafter war als alles Brüllen verzerrter Menschheit.

Nun war das Opfer beinahe vollendet. Die bleiche, blutüberströmte Gestalt des Heilandes lag mit ausgebreiteten Armen auf das Kreuz hingestreckt und der Henker griff nach dem Hammer. Da blickte sich der Mann suchend um. Wo waren die Nägel? Keiner seiner Gehilfen reichte sie ihm. Wo waren sie? In dem offenen Korb, in dem sie bei anderen Geräthschaften gelegen hatten, nicht mehr. Vermuthlich waren sie beim Tragen durchs Gedränge verloren worden.

Ein Schrei gekränkter Wuth entrang sich allen Kehlen. Den Beurtheilten nur mit Stricken an sein Kreuz festzubinden wie die beiden Anderen, erschien den Wolfsherzen viel zu mild. Nägel mußten es sein, die ihm Hände und Füße durchbohrten; und recht scharfe, lange.

Schon wollten einige Dienstbesessene nach der Stadt zurückeilen, um das Nöthige zu holen, während ihr Opfer inzwischen in seiner peinvollen Lage blieb; da drängte sich ein Mann nach vorn und hielt triumphirend eine Handvoll großer, spitzer Nägel in die Höhe. „Ich habe gesehen, wie sie aus dem Korb fielen, und habe sie aufgehoben!“ stammelte er ganz athemlos vor Hast und Eifer. Allseitiger Beifall lohnte ihm; der Henker aber klopfte ihm auf die Schulter.

„So Einen wie Dich kann ich gebrauchen! Du kannst mir nachher auch das Kreuz aufrichten helfen, wenn ich mit meiner Arbeit fertig bin. Da sind willige Arme nöthig. So ein Kreuz mit einer Last daran ist schwer.“

Der Mann nicht bereitwillig und stand gleichgültig dabei, während der Henker nun die schlanke Hand des Heilands auf sich, sie wider den Kreuzbalken drückte und mit harten Schlägen den ersten Nagel hindurchtrieb. Das Blut spritzte hochauf und ein krampfhaftes Zittern lief durch die Glieder des Heilands. Die wohlthätige Besäuberung, die auf ein paar Minuten seine Sinne umfangen hatte, wich der Gewalt der Schmerzen. Sein Mund verzog sich, er öffnete die Augen. Ihr Blick traf den freiwilligen Helfer. Der machte eine rasche Bewegung rückwärts und schob einen der Knechte vor sich.

„Wird Dir übel? Kannst Du kein Blut sehen?“ höhnte der Henker, während er die linke Hand des Heilands annagelte. Der Angeredete erwiderte etwas Unbeutliches, blieb aber in seiner gedekten Stellung. Da rief eine gelende, ungeschöner heiserer Weiberstimme aus dem Gedränge heraus: „Der hat auch alle Ursache, den Blick des Rabbi zu meiden! Hat ihn Der doch vor sechs Monaten vom Auszug geheilt! Und nun schleppt er ihm zum Dank die Nägel der Marter herbei!“

Diese Undankbarkeit überraschte sogar den Pöbel. „Ist wahr, was das Weib sagt? Warst Du krank? Hat er Dir geholfen?“ klang es von allen Seiten.

Der Gefragte richtete sich trotzig auf. „Sie lügt! Wie kann ich krank gewesen sein? Ihr seht doch, daß ich gesund bin!“

„Deshalb könntest Du doch früher krank gewesen sein? Dieser da hat Menschen geheilt!“ meinten Einige.

„Aber mich nicht! Ich war nie unrein!“

Da kreischte die gellende Stimme wieder auf und überschrie das Geräusch der Hammerschläge, mit denen der Heiland vollends angewagt wurde. „Es ist doch wahr! Ich weiß es! Dieser hier, Abner, Sohn des Habidja, war ausgestoßen und ausständig. Mit den Unreinen wohnte er in leeren Gräbern und mit den Hunden frist er sich um den Fraß vor Hunger. So war er. Und der Rabbi hat ihn geheilt, hat ihn wieder Mensch sein lassen! Nun lohn' er ihm so!“

Ein dumpfes Murren erhob sich im Volk und der Mann, dem die Blicke nicht gefielen, mit denen er gemustert wurde, fing zu gillern an. Dann aber raffte er all seinen Muth zusammen. „Sie läßt!“ rief er frech. „Hört Ihr denn nicht an der Stimme, daß es eine Ausständig' ist, die da spricht? Eine Unreine, die sich gegen das Verbot unter uns geschlichen hat, um ehrliche Leute zu verleumben? Da, seht selbst!“ Mit diesen Worten nahm er einen Soldatenpeer vom Boden und riß dem Weib damit auf rohe Weise den Kopfschleier herunter, um die Unreine nicht mit den Händen zu berühren. Das entstellte Angezicht einer Ausständigen wurde sichtbar und Alles prallte zurück. Der Instinkt der Selbsterhaltung wachte auf. Drohende Klufe erschallten und die Hände hoben Steine zum Wurf.

Die Frau aber ließ sich nicht abschrecken. „Und wenn ich gleich gesteinigt werde: ich sag's doch und Ihr werdet mir glauben. Dieser Abner hier ist mein Nachbar in der Höhle gewesen, wo wir zusammen hausten. Unrein wie ich war er, bis ihn der Rabbi geheilt hat.“

Sie schrie so laut, wie sie konnte; doch jetzt achtete Niemand mehr auf ihre Anschuldigungen; Alle waren nur auf die eigene Sicherheit bedacht.

„Was geht's uns an? Nach Deine Sache mit ihm allein aus! Wer hieß Dich aber das Gesetz übertreten und unter uns kommen?“ grollten Alle.

Da trat in das entstellte Antlitz ein Zug, der es beinahe schön machte. „Warum ich gekommen bin? Nicht wegen dieses Elenden, den ich nur zufällig wiedererkannte; Nein, ich habe dem Tode getroht wegen Eines, der mich nicht geheilt hat, zu dem ich nicht hinkommen konnte, als er noch unter uns wandelte, und den ich doch so sehr liebe. Den wollte ich noch einmal sehen. Den Ihr jetzt kreuzigt . . .“

Sie wollte noch mehr sagen, da traten einige Soldaten mit eingelegten Speeren auf sie zu. „Hinweg, Weib!“ riefen sie streng.

Einen Augenblick stand die Ausständig' noch still; ihr Antlitz wendete sich nach dem Gekreuzigten, der auf dem Marterholz am Boden lag. „Rabbuni!“ flücherte sie und der unendliche Schmerz verlieh ihrer Stimme einen Hauch des früheren Wohlklanges. „O Rabbuni!“

Da drängten die kalten, scharfen Speerspitzen auf sie zu. „Hinweg mit Dir!“

„Ich bin fertig!“ sprach sie kurz, hüllte sich in die Fäden ihres Schleiers und schritt, von Speeren umharrt, von Männern mit Steinen in der Hand verfolgt, durch die Masse, die ihr das Volk ängstlich freiließ. . . Bald danach lag sie erschlagen, abseits vom Wege unter einem Haufen von Steinen, den man über den noch warmen Körper gehäuft hatte, und ihr Blut sickerte zwischen den Rippen hindurch.

Während das Weib gesteinigt wurde, richteten die Henker das Kreuz auf. Es stieg langsam empor, mit dem Augenangelten daran, es schwanke hin und her, von

kräftigen Armen gehalten und geschoben, bis es in die bereitete Grube hineingestößt und mit Keilen fest angetrieben worden war, so daß es nicht umfallen konnte. Nun stand es als ein Merkzeichen, hoch und düster in dem grauen Dunst des Tages; und ein so tobendes Brüllen des Volkes begrüßte den Anblick, daß die schwere Luft darunter erbebt.

Dicht am Kreuz, mitten unter dem rasenden Pöbel, stand der Mann, den die Ausschüßige Abner genannt hatte, und schrie mit Allen um die Wette. Breitspurig, die Hände in die Seiten gestemmt, stand er da; doch hatte er seinen Platz so gewählt, daß ihn der Gekreuzigte nicht ansehen konnte. Ruhete dieses Weib auch gerade hier losbrüllen! Als er unter den Ausgestoßenen lebte, da war sie ihm recht gewesen, denn sie theilte jeden erbetelten Bissen mit ihm. Aber dann, nachdem er in ihrer Abwesenheit durch den Wunderhüter geheilt worden war, dessen Weg an seiner Höhle vorbei führte, wollte er nichts mehr von der Genossin seines Elends wissen. Er hatte sie verlassen, ohne sich um sie zu kümmern, sich den Priestern gegelgt, um rein befunden zu werden, und dann war sie vergessen. Niemand sollte wissen, daß er einmal unrein gewesen war. Das hätte ihm schaden können. Deshalb ging er allen Ausschüßigen aus dem Weg. Auch durfte Niemand ahnen, daß er mit dem Verurtheilten da je zu thun gehabt hatte oder gar von ihm geheilt worden war. Es ging ja ums Leben, wenn die Priester solche Dinge erfuhren.

Unter diesen Gedanken war Abner unwillkürlich vorgetreten; eben so hastig aber ging er wieder zurück . . .

Der Henker lachte und hielt ihm eine Klüßelflasche voll Dattelbranntwein hin. „Da; trink einmal auf den Schreden.“

Abner that einen tiefen Zug. „Was meinst Du? Ich habe keinen Schreden gehabt“, meinte er leichtsin, als er die Flasche wiedergab.

Sämmtliche Henkersknechte fingen zu lachen an. „Stelle Dich nicht so, als ob es Dir gleichgültig gewesen sei, was die Ausschüßige sagte. Sie wird wohl Recht gehabt haben! Aber uns kümmert es nicht.“

„Nein, sie hat nicht Recht gehabt! Ich war immer gesund! Und auch wenn ich krank gewesen wäre, hätte ich nicht Diesen da um Hilfe gebeten. Ich bin ein Rechtgläubiger, dem das Gesez über Alles geht!“

„Bist ein Schrijtgelehrter? Ich dachte, Du seiest ein armer Teufel wie wir.“

„Das bin ich auch. Aber trotzdem eifere ich für das Gesez und hasse Alle, die dagegen freveln!“

Alles lachte aus vollem Hals. Abner hörte den Hoßn und die Verachtung der Herzen in dem Klange. Das machte ihn rasend. „Es ist nicht wahr, nicht wahr, daß Dieser hier mich geheilt hat!“ schrie er mit zitternder Stimme.

„Warum kannst Du ihm denn nicht in die Augen sehen?“

„Das kann ich wohl!“ Abner wandte sich nach dem Kreuz und blickte hier, mit sichtlichcr Ueberwindung, zu Dem hinauf, der mit geschlossenen Augen daran hing. „O Du, Nesth, Gesezbrecher, schau mich einmal an!“ schrie er dabei.

Langsam hoben sich die Lider von den todtwehen Augen des Dornengekrönten. Da machte Abner wieder eine Bewegung, als wollte er sich verstecken. Die Leute neben ihm sicherten. Einige kleine Buben johlten. Das riß ihn wieder nach vorn.

„Verflucht seist Du!“ schrie er, am ganzen Leibe bebend vor Scham und Wuth, und schleuderte eine Handvoll Gerölls, das er aufgehoben hatte, nach dem

Reichen, blutüberströmten Haupt hinauf. Dann blieb er steif stehen und gloyte ins Meer hinein, denn vor ihm tauchte aus dem zunehmenden Dunkel ein Antlitz auf, bei dessen Antlitz ihm das Blut zu Eis gerann.

Es war ein schreckliches Antlitz. Menschenähnlich, größer und gewaltiger, dabei aber doch auch wieder niedriger und thierischer. In jahlem Eigenlicht stand es vor dem Entjegten. Der Körper, der dazu gehörte, verschwand im Schatten. Hatte das Antlitz Augen oder lohten gedämpfte Flammen in den Kraterhöhlen unter den finsternen Brauen? Die Näheren der scharfen Nase bestien vor grausamer Wier. Das Gebiß stachte wie die Giftzähne einer Viper. Auf der hohen Stirn thronte fürchterbare Macht. Und dieses Angesicht lachte. Es lachte in grauenhafter Freude und nickte dem Zitternden, wie einem alten Bekannten, beifällig zu.

Abner wandte sich mit schlotternden Knien an seine Umgebung. „Da . . . da . . . seht Ihr nichts . . .?“ röchelte er und wies ins Meer.

Schallendes Gelächter antwortete ihm; und als er scheu nach der Stelle hinblickte, wo das fürchterliche Gesicht ihm zugewinkt hatte, war es verschwunden. Er stammelte: „Mir ist nicht wohl“; und lief fort, so schnell ihn seine wankenden Beine tragen wollten. . . Im tiefen Dunkel fand er kaum seinen Weg; überall stieß er auf Menschen, die gleich ihm in ihre Häuser flohen, und Alles redete von der unerklärlichen Finsterniß.

Endlich war das kleine Haus erreicht, das er bewohnte. Er riß den Schlüssel aus dem Gürtel, öffnete die Hausthür und erschrak aufs Neue. Alle die vielen gefüllten Oelkrüge, die in dem dämmernden Gewölbe standen, sahen aus wie eine Reihe von mißgestalteten Bergen, die ihn höhnisch angrinsten.

Behend vor innerem Frost, daß ihm die Zähne zusammenschlugen, zündete er ein Lämpchen an; noch eins und wieder eins, bis der ganze Raum hell war. Dann schloß Abner die Fensterladen, um die Nacht nicht zu sehen, und kauerte sich auf dem Lager zusammen, wie ein geschlagener Hund.

Was war ihm wiederfahren? Welch ein Gesicht hatte er gesehen?

Es war ja richtig, daß ihm der Nazarener geheilt hatte. Aber wußte er denn damals schon, daß dieser Wandersünder ein Gesezbrecher, Zauberer, Gotteslästerer war? Hätte er Das damals schon gewußt, so wäre er nicht zu Diesem gegangen. Er war im Grund ein Betrogener, ein Betäuschter! Er hatte zu klagen, daß er unwissentlich von einem Zauberer geheilt worden war und nun Theil an dessen Schuld hatte, ohne es zu wollen. Da war es nur Sühne und Buße, wenn er der Hinrichtung beiwohnte und dabei half, wo er nur konnte. Und die Ausschüßige? Hatte er nicht Unrecht gethan, sie der Verfolgung preiszugeben? Gewiß nicht! Es war seine Pflicht, die Menschen vor Ansehung zu warnen und ihnen die Gefahr zu zeigen, in der sie schwebten. Die Frau traf die gerechte Strafe für die Uebertretung des Gebotes, Gesunden zu nahen. Außerdem hatte sie sich ja öffentlich als Anhängerin des Nazareners bekannt.

Sie war aber doch früher gut zu ihm gewesen und hatte ihm in seinem Mend geholfen; er aber hatte sie verlassen. Das war nicht so gemeint gewesen. Er wollte ihr schon zu rechter Zeit Nahrung und Kleidung schicken; nur eben nicht gleich, so lange seine Spur noch zu ihr hinführte. Später! Warum hatte sie nicht gewartet? Warum war sie unter die Menschen gegangen? Warum hatte sie ihn verflagt und ihm zur Nothwehr getrieben? Alles war ihre eigene Schuld!

Als Abner so weit in der Selbstrechtfertigung war, fühlte er sich beruhigt und erleichtert. Die Dunkelheit kam gewiß von einer Sonnenfinsterniß . . .

In diesem Augenblick schlugen die Töne einer Handpauke an Abners Ohr, die ihm sagten, daß Straßenmusikanten vor der Thür waren. Er rief sie herein; es war ein blinder Jüngling mit seiner Schwester. Abner kannte sie und bewirthete sie mit Allem, was er hatte. Dafür sollten sie ihm ihre Künste vormachen.

Die Beiden freuten sich des Verdienstes und gingen auf all seine Späße ein, so daß bald darauf das stille Gewölbe von Singen und Lachen widerhallte. Endlich hielt Abner dem Mädchen eine gefüllte Weinflasche hin und rief: „Trink, schöne Rahab, trinke Dir Feuer an, um Dein bestes Lied zu singen!“

Rahab brachte ihm lächelnd ihr sinnliches Gesicht mit den rothen, dürstenden Lippen ganz nah . . . Da verzerrte es sich jählings, er schrie auf und stieß das Mädchen von sich. Es war kein Frauengesicht mehr, das ihn aus ihren schwarzen Flechten hervor angrinste. Es war das fürchterliche Antlitz von vorhin. Und jetzt rollten die Doppel Donner von Gewitter und Erdbeben über die wankende Erde. Abner verlor das Bewußtsein.

Als er wieder zu sich kam, lag er allein in seinem Gewölbe auf dem Boden. Die Thür stand weit offen, die schrägen Strahlen der Spätnachmittagssonne fielen hindurch. Der Himmel draußen war blau, die Leute gingen auf den Straßen ihren Geschäften nach. Alles war wie an jedem Tag.

Zuerst dachte Abner, er habe geträumt, als er sich schmerzfüßig erhob und seine Sinne zu sammeln suchte. Dann aber sah er die Weinschalen auf dem Tisch stehen; und er hörte die Vorübergehenden von der Finsterniß und dem Erdbeben sprechen. Da merkte er, daß er nicht geträumt habe. Weil ihm aber die Sonne und der blaue Himmel das Selbstbewußtsein wiedergegeben hatten, ließ er sich diese Erkenntniß nicht viel ansehen. Kein Zweifel: er war betrunken gewesen und hatte dabei die selbe Sinnesstörung gehabt wie auf dem Nichtplatz. Trotz dieser Zuerbsicht konnte er es aber in seinem Gewölbe nicht aushalten. Es waren so dunkle Tiden darin. Er wollte lieber hinausgehen und Bekannte aufsuchen. Hastig schloß er sein Haus wieder ab und eilte auf die Straße. Beim linken Egeziel droben in der Oberstadt gabs guten Wein und lustige Kameraden; dahin wollte er.

Seltam: obwohl das Weinhaus an der anderen Seite lag, war er bald wieder auf der Nichtstätte, wo die drei Kreuze in die Luft ragten. Zuerst erschraf er, daß ihm das Herz fast stillstand; dann aber packte ihn eine unheimlich zwingende Neugier, die ihn Schritt vor Schritt näher an die Stätte heranzog. Ob der Verurtheilte noch lebte?

Er war tot, war sogar schon vom Kreuz abgenommen und Leidtragende waren um seine Leiche beschäftigt. Abner brauchte nicht mehr vor seinem Blick zu bangen. Er athmete auf. Und schritt einer nahen Schänke zu, die ihm bekannt war.

Gezöhl und Geldächter schälte ihm daraus entgegen. Römische Soldaten geckten in dem Wirthshaus. Abner wäre am Liebsten wieder umgekehrt, weil es Leute aus der Kohorte waren, die am Kreuz die Wache hatten. Doch der Wirth hatte den Gast schon gesehen und nöthigte ihn herein. „Tritt ein, guter Freund, es ist noch Platz da. Ich habe den besten Cyprienwein heute erhalten. Versuche den Tropfen!“

Abner nahm sich zusammen und trat in das enge, rauchige Gefäß, in dem es nach den fettgedachten Speisen roch, die auf dem Kohlenfeuer in der Ecke be-

zeitet wurden. Die Soldaten wülfelten und zechten und achteten des einsamen Gastes nicht. „Sie machen sich einen guten Abend“, schmunzelte der Wirth, indem er Abner Wein vorsezte. „Ich habe ihnen Alles abgekauft, was sie von den Hingeworfenen an Kleidern und Sachen erbeuteten; nun wird der Gewinn vertrunken. Etwas Besonderes war nicht dabei, außer einem Stück, das unter Brüdern noch zweimal mehr werth ist, als ich dem podennarbigen Gallier dafür gab, der es erloste. Ein wirklich gutes Stück. Willst Du es haben, Abner? Ich lasse es Dir billiger als Anderen.“

Abner wollte nicht sehen und machte eine abwehrende Handbewegung; aber schon hatte der Andere einen Rock, wie ihn die Rabbiner tragen, vom Geklops genommen und breitete ihn auseinander.

„Schau nur! In Einem gewebt, ohne Naht, tabellose Arbeit, schön in der Farbe. Was sagst Du dazu?“

Eine dunkle Nacht zog Abner den abgewendeten Kopf herum; er mußte hinsehen, ob er wollte oder nicht. Purpurfarbig war der Rock und einige Flecke vom noch tieferem Purpur waren darauf.

„Die Blutspuren gehen heraus; dann ist der Rock wie neu“, meinte der Wirth und schaute lachend über das ausgespannte Gewand hinweg, das er in beiden Händen hoch hielt, auf Abner hin. Und da verzerrte sich dessen Gesicht. Wars wieder Satan, der dem Entsetzten anlachte?

. . . Abner wußte nicht, wie er in das einsame Thal gekommen war, in dem er sich plötzlich wiederfand. Er mußte sinnlos fortgelaufen sein und einen weiten Weg querdürrlein gemacht haben, denn seine Kleider waren von Dornen zerrissen und seine Füße vom Geröll blutig. Es war Nacht. Der Mond schien bleich und kalt. Nur zerflüftete Felsen ringsum, kein Baum, kein Strauch, kein Grasshälmchen wuch in dieser Orde. Er ächzte. Aber hatte er denn so Schlimmes gethan? Ein Jeder würde in seiner Lage so gehandelt haben. Es war nur berechnigte Nothwehr und die Sorge ums eigene Leben, die ihn zu Allem trieb.

Da stieg ihm eine Erinnerung auf. Hatte nicht Der, von dem er geheilt worden war, neulich erst im Tempel gesagt: Wer sein Leben lieb hat, wird es verlieren? Und Abner hatte damals gerufen: Hosanna!

Abner fühlte plötzlich, daß er nicht allein war. Etwas, Jemand war in seiner Nähe. Er sah sich um. . . Neben ihm ragte ein sonderbar gebildeter Fels in die Höhe mit einem Abschluß, der einem Menschenhaupt gleich. Der Mond schien hell darauf. Und jetzt wars kein Fels mehr, sondern eine ungeheure schattenhafte Gestalt und das Antlitz dieser Gestalt kannte er nur zu gut. Jetzt lachte es aber nicht. Der Mund war zusammengekniffen, die finsternen Brauen waren geranzelt und die lohenden Augen blickten ihn starr und unverwandt an. Jetzt wußte er, daß es keine Rettung für ihn gab. Stumm hochte er da, bis ihm sein gräßlicher Herr mit den Augen ein Zeichen machte. Da stand er auf und ging. Er wußte nicht, welchen Weg er einschlug, noch, wohin sein Fuß trat. Er taumelte wie ein Trunkener, er kroch wie Einer, den eine Centnerlast erdrückt, aber er ging vorwärts und die schattenhafte Gestalt mit dem furchtbaren Antlitz ging neben ihm her.

Endlich kam er in der Einöde an ein tiefes Loch, das mit schlammigem, brodigem Wasser gefüllt war. Da winkte sein Herr: Abner warf sich hinein und ertrank darin wie ein unreines Thier, das erlöst wird.

## Wiegand.

Am Sommer des Jahres 1904 hatte ich Gelegenheit, mit dem Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, Dr. Heinrich Wiegand, zu sprechen. Es war das Jahr der nordatlantischen Tarifkämpfe, unter denen die Bremer Gesellschaft mehr als das hamburgische Schwesterunternehmen zu leiden hatte. Dem winkten damals außerdem beträchtliche Ertragsgewinne aus Rußland, dessen Regierung es Schiffe verkaufte, und es konnte für 1904, während Bremen nur 2 Prozent gab, 9 Prozent verteilen. Das war, als ich Wiegand aussuchte, noch nicht vorauszu sehen; trotzdem ver barg er die Sorge um das Kommende nicht. Die Dividendenfrage war ja nicht so wichtig wie die weltpolitische Aufgabe der großen Rhedereien. Ich erinnere mich eines Satzes, den Wiegand sprach und der seine Denkart erkennen läßt. „Es wäre tödlich, zu leugnen, daß wir Erwerbsinteressen haben. Die Aktionäre geben ihr Geld nicht um einer Idee willen her, sondern, weil sie es gut verzinst haben wollen. Uns großen Rhedern ist aber eine ideale Aufgabe gestellt, die sich in nächstern Jahren nicht ausdrücken läßt. Nur schade, daß unserem Volken durch die tyrannische Macht des Kapitals so enge Grenzen gezogen sind.“ An Temperament und Beweglichkeit schloß es Wiegand nicht; aber er wollte draußen immer der kühle Bremer Patriot sein, der Bürger der Weserstadt, in deren Mauern der Typus des königlichen Kaufmannes noch zu finden ist. Man hat Wiegand oft vorgeworfen, daß er sich nicht nur von kaufmännischen Grundrügen leiten, sondern von der Hoffnung blenden lasse, Bremen könne wieder mächtiger werden als Hamburg. Der durch diese Hoffnung entstandene Wettkampf habe den Lloyd schließlich in die unbequeme Lage gebracht, in der er beim Tode seines Generaldirektors war. Wir wollen nicht abwägen, wie groß die Schuld des Einzelnen sein mag; je reicher der Mensch an Ideen ist, desto leichter stößt er sich an den rauhen Kanten der Wirklichkeit. Daß Wiegand für die Bremer viel geleistet hat, ist unbestreitbar. Doch unter den Exakterkundgebungen, die in ungewöhnlicher Fülle dem Lloyd zuflössen, war die wertvollste der Nachruf, den Vallin dem Bremer Konkurrenten widmete. „Wir betrauern sein Hinscheiden aufs Schmerzlichste, nicht nur, weil er der Leiter einer uns befreundeten und auf vielen Gebieten eng verbündeten Gesellschaft war, die unter seiner Führung eine hochangesehene Stellung in der ganzen Schifffahrtswelt gewonnen hat; wir richten vielmehr unseren Blick auf die Verdienste, die Dr. Wiegand sich um die deutsche Schifffahrt erworben hat, und auf Das, was seine Arbeit, die weit mehr als die Grenzen seiner Vaterstadt umfaßte, für das ganze deutsche Vaterland bedeutete. Viel zu früh hat ein tragisches Geschick ihn aus unserer Mitte gerissen; und doppelt schwer ist ein solcher Verlust in einer Zeit, wo die Schifffahrt mit ungewöhnlich widrigen Verhältnissen zu kämpfen hat.“ Diese Worte, die die Aktionäre der Hamburg-Amerika-Linie stehend anhörten, sagen mehr als das übliche Beileidsgerede. Heute ist eine ernste Zeit für die Schifffahrtsgesellschaften. Eine Zeit, die Köpfe verlangt. Wenn da über einem starken Hirn sich der Sarg bedel schließt, fühlt auch der Gegner im Wettbewerb den Verlust des Zäpplers. Wer konnte ahnen, daß der scheinbar so Rüstige die Grenze des Greisenalters nicht erreichen werde? Aber vielleicht ward der Lebensfaden gerade zur rechten Stunde abgeschnitten; vor der Schwelle, hinter der schlimmere Enttäuschung harrte.

An dem Tag, der Wiegand sterben sah, war an der Börse erzählt worden

daß zwischen Direktion und Aufsichtsrath des Lloyd Differenzen über die Aufstellung der Bilanz entstanden seien und der Generaldirektor aus der Gesellschaft scheidet werde. Dem Bericht wurde widersprochen; aber wenige Stunden danach war der Direktor für immer aus seinem Amt geschieden. Die Schwierigkeiten, mit denen der Norddeutsche Lloyd im vorigen Jahr zu kämpfen hatte, haben die Kräfte des verantwortlichen Leiters wohl schneller verbraucht, als sonst zu erwarten gewesen wäre. Was die Bilanz für 1908 bringen werde, war noch unbekannt; man wußte nur, daß hier, wie in Hamburg, auf Dividende nicht zu rechnen sei. Heinrich Wiegand schied aus einer Zeit, die an Möglichkeiten weit hinter den Tagen zurückblieb, da der junge Syndikus die Leitung der Bremer Rhederei übernommen hatte. Als Nachfolger Vohmanns konnte er, in Gemeinschaft mit seinem an die Spitze des Aufsichtsrathes berufenen Freund Geo Plate, schon am Anfang seiner Direktorialthätigkeit zeigen, was er zu leisten vermochte. Das Jahr 1892 brachte schwere Larkämpfe unter den großen transatlantischen Linien, die sich dann zu dem Nordatlantischen Dampferlinienverband zusammenschlossen. Bremen hatte eine weniger günstige Position als Hamburg. Und Wiegands etwas zurückhaltende Art soll, namentlich bei den Konferenzen in New York, die Verhandlungen nicht immer erleichtert haben; Ballins Energie und Klugheit mußte oft nachhelfen. Einer der amerikanischen Konkurrenten hat über Wiegand gesagt: „He is a gentleman; but he is only gentleman and thats a little inconvenient.“ Er glied eher einem Staatsmann als einem Geschäftsmann; war vom Beamtentypus aber sehr fern. Wer die Welt mit seinen Gedanken umspannt, hat keinen Respekt vor dem Grünen Tisch. Und die Ministerherrlichkeit galt ihm nicht als der Güter höchstes. Er wollte nicht Kolonialdirektor, nicht Schatzsekretär sein, sondern von Bremen aus für das Reich wirken.

Nicht Alles, was er that, ist seiner Gesellschaft gut bekommen. Der Bau der Riesendampfer wäre wohl nicht so beschleunigt worden, wenn die Bremer nicht Ballins Pläne für den Bau von Doppelschraubenschneekampfern verkannt und deshalb selbst falsch disponirt hätten. Ballin konnte manchen Werftauftrag noch zurückziehen, während der Lloyd gezwungen ist, die bestellten Schiffe abzunehmen. Durch die Bau-schulden und Bauverpflichtungen sind die finanziellen Verlegenheiten der Schiffahrtsgesellschaften entstanden; in Bremen noch ärgere als in Hamburg. Ende 1907 waren für die Bremer Rhederei drei große Passagierdampfer für den nordatlantischen Verkehr von zusammen 60000 Registertons im Bau. Der Preis dieser Riesenschiffe ist auf 35 Millionen veranschlagt worden. Ferner waren drei Reichsdampfer abzunehmen, die 10 bis 12 Millionen kosten. Das giebt zusammen 45 bis 47 Millionen, die der Lloyd aufzubringen haben wird. Ende 1907 waren erst 3½ Millionen bezahlt. Durch die Neubauten wurde das Schuldkonto des Generaldirektors besonders schwer belastet. Mehr als einmal kam es im Bremer Verwaltungsgebäude zu ersten Auseinandersetzungen mit den Finanzmännern der Gesellschaft, die Wiegands Ansehen aber nicht zu schmälern vermochten. Namentlich Geo Plate, der Aufsichtsrathsvoorsitzende, hielt stets zu seinem Freund; manche Leute sahen nicht nur in Ballin, sondern auch in Plate den härteren Kopf (und den eigentlichen Leiter der Bremer Gesellschaft, den Mann, der die produktiven Gedanken gab). Ob es wirklich, wie behauptet wurde, auch zwischen Aufsichtsrath und Direktion zu einem Konflikt gekommen ist: diese Frage könnte man jetzt, nach Wiegands Tod, unbeantwortet lassen.

Wenn man Wiegand auch das Streben nach Expansion nachsagte und ihn



für die „Verwässerung“ des Lloydkapitals verantwortlich machte (das Kapital des Lloyd beträgt heute rund 237, das der G.-A.-B. 226 Millionen); für die Vereinigung Bremen-Hamburg war er nicht zu haben. „Wenn Sie eine Fusion wollen, können Sie doch nur daran denken, daß die Paketfahrts-Gesellschaft im Lloyd aufgeht.“ Das war nicht nur Scherzhaft gemeint; der Bremer Großkaufmann lebte und starb in der Ueberzeugung, daß der Lloyd das erste Schiffsahrtsunternehmen der Welt sei. Um den Herrschaftsgelüsten Hamburgs entgegenzutreten, ließ Wiegand immer neue Riesendampfer kaufen. Im Urtheil der Börse steht die Paketfahrt über dem Lloyd. Das beweist noch nichts; über die finanzielle Grundlage der beiden Gesellschaften wird sehr verschieden geurtheilt. Solche Betriebe, die allen Schwankungen der Konjunktur ausgesetzt sind, passen eigentlich nicht in die Aktienform. Eine stetige Verzinsung des Kapitals können sie niemals verbürgen, weil die Last der Abschreibungen allein schon die Rentabilität gefährdet. Das normale Durchschnittsalter eines modernen Ozeanriesen beträgt nur acht Jahre. Danach kann man sich vorstellen, wie hoch die Abschreibungen sein müssen, wenn der Buchwerth der Schiffe dieser raschen Abnutzung entsprechen soll. Kluge Berater warnen deshalb vor diesen Werthen.

Unbestritten ist Wiegands Verdienst um den Ausbau des Reichspostdampferverkehrs, der dem Lloyd anfangs unrentable Geschäfte brachte. Jede Persönlichkeit, die verschwindet, läßt eine Lücke; das Individuum kann nicht ersetzt werden. Deutschlands Größe beruht ja auf der Stärke seiner wirthschaftlichen Intelligenzen; und man sieht nicht gern einen von diesen Pfeilern sinken. Wiegand war mit seinem Rationalgefühl und dem Bewußtsein hanseatischer Kraft eine stattliche Gestalt im Gesamtbild der deutschen Wirthschaft. Und wer den Werth dieser Persönlichkeit ehrlich zu erkennen sucht, darf die Frage sparen, ob der Tod dieses Mannes auch für die Hinterbliebenen selbst, für den Norddeutschen Lloyd, als ein Verlust zu buchen ist.

Ladon.



Ein paar Tage nach Wiegands Tod wurde die Lloydbilanz bekannt. Sie übertraf die schlimmsten Besürchtungen. Im vorigen Geschäftsbericht war gesagt worden, die Einigung der transatlantischen Schiffsahrtsgesellschaften lasse eine profitable Verkehrs-entwicklung hoffen; besonders sei von der Verständigung über die Zwischendepreise Küßliches zu erwarten. Wo bist Du, Sonne, geblieben? Heute wäre die Lloydbalance nicht einmal mehr zu 4 1/2 Prozent unterzubringen. Erneuerung- und Reservefonds völlig aufgezehrt; Betriebsverlust 17 1/2 Millionen. Das ward kaum je erlebt. Wenn der Schadenskunde von der Bremer Katastrophe nicht schnell die Nachricht gefolgt wäre, die Diskontogesellschaft habe ihr Schmerzmötkend, das Popp-Engagement, mit ansehnlichem Nutzen losgeschlagen (wobei Oppenheim im nobelsten Stil verdient haben soll), wäre die Wirkung wohl noch stärker geworden. Immerhin werden Wiegands Erben am vierundzwanzigsten April in der Generalversammlung keinen leichten Stand haben. Was soll geschehen? Dem unbefangenen Blick bietet sich ringsum nur eine Möglichkeit: die Vereinigung mit der Hamburg-Amerika-Linie. Schon an Riethen, Melkame- und Betriebskosten aller Art könnten dann Riesensummen erspart werden. Wozu brauchen beide Gesellschaften überall getrennte Bureau? Sie müssen sich einigen. Den Bremern bleibt auf der Trümmerstätte keine Wahl. Und B...in wird sich nicht als Knicker erweisen.

## Zwei Briefe.

Hochgeehrter Herr Garten,

Im vorigen Jahre machte in französischen Blättern der Selbstmord eines dreizehnjährigen Mädchens von sich reden, das einen viel älteren Mann liebte und, weil es ihn nicht heiraten konnte, Strychnin genommen hatte. Der Leitartikel der pariser „Annales“ nahm den Fall zum Ausgangspunkt einer Betrachtung über Kinderelbstmorde, aus der wir erfahren, daß die Statistik in unserem Nachbarlande in den letzten fünf Jahren 1630 zählt. Der Verfasser fährt wörtlich fort: En Allemagne, c'est pis encore: des milliers d'écoliers meurent fin à leur jours pour échapper à la brutalité d'une discipline de fer, et puis parce que leurs cerveaux ne peuvent résister à l'effroyable amas de connaissances qu'ils emmagasinent sans les digérer. Le surmenage les tue. Der Franzose hat als Gewährsmänner seiner ungeheuerlichen Liebertreibung offenbar die Verfasser einiger Brochuren und Artikel, die gerade im vorigen Jahr nach einzelnen Schulkatastrophen bei uns Verwirrung und Unruhe in die Öffentlichkeit trugen. Zahl und Motive sind in seinen Angaben zu beanstanden. Bald danach veröffentlichte er denn auch eine ihm aus Deutschland zugegangene Mittheilung, die auf Grund einer Statistik einen jährlichen Durchschnitt von 121 (die Feder sträubt sich, ein „nur“ hinzuzusetzen) Selbstmorden, freilich nur von Kindern unter fünfzehn Jahren, berechnet, gegen die „brutalité de discipline“ aber protestirt. Nach Professor Eulenburgs amtlichem Material (Zeitschrift für pädagogische Psychologie) kamen auf allen preussischen Schulen in den Jahren 1880 bis 1903 an Selbstmorden von Kindern 1117 Fälle vor; nach der von Gebhardt in der Monatschrift für höhere Schulen veröffentlichten Statistik fallen davon auf die höheren Schulen Preußens 416, die Selbstmordversuche mit einbegriffen. Da Gebhardts Kussatz nicht nur trodenes Zahlenmaterial bringt, auch den Eindruck strengster Objektivität und Wahrhaftigkeit macht, so mögen hier einige weitere Angaben aus ihm mit Nutzen über die Sachkreise hinaus vorgetragen werden, wenn sie auch, zum Leidwesen manches vorschnellen Anklägers, eine glänzende Rechtfertigung der „Schulkyrannen“ bedeuten. Wir treffen hier zunächst auf eine wesentliche Korrektur der eulenburgischen Statistik, die noch summarisch anführte, daß von den 1117 Fällen 324 aus Furcht vor Bestrafung von Schulvergehen oder wegen geringen Schulerfolges stattgefunden hätten, aber darauf aufmerksam zu machen unterließ, wie oft die Bestrafung nicht von der Schule, sondern vom Elternhaus drohte, wie oft Enttäuschung und Erbitterung über den nicht erreichten Erfolg, auch Wuth über eine erlittene Strafe, die in vielen Fällen nicht den geringsten Zusammenhang mit der Schule hatte, den Schüler in den Tod trieb und unter wie traurigen, ganz außerhalb der Schule liegenden Verhältnissen manche der Unglücklichen zu leiden hatten. Gebhardt hat aus den über die 1903 bis 1908 an Preußens höheren Schulen vorgekommenen 104 Schülerelbstmorde und Selbstmordversuche eingeforderten amtlichen Berichten zu ermitteln gesucht, „welche Mächte an den jugendlichen Seelen ihre schändliche Arbeit getrieben, die Katastrophe vorbereitet und langsam herbeigeführt haben“. Da entrollen sich uns die Bilder von Familienverhältnissen so grauenhafter und erschütternder Art, daß das daran genährte *taedium vitae* der verirrt und führerlosen Jugend in manchen Fällen wohl begreiflich wird; in anderen (sie machen

dem achten Theil aus) wurde die Phantasie durch eine elende Schund- und Hintertreppenliteratur ungesund erregt, auch durch die unverdaute und beläbende Lectüre der Schopenhauer, Nietzsche, Düring, Darwin, Tolstoi, Ibsen, Jola, Häckel aus dem Gleichgewicht gedrängt; nicht selten ließ sich die anstehende Wirkung eines in der nächsten Umgebung erlebten Selbstmordes nachweisen; in zehn Fällen kamen Liebesverhältnisse ins Spiel; in einigen Furcht vor Entdeckung schrecklicher Krankheiten; in anderen Kummer nach Todesfällen in der Familie; in zehn Fällen standen Schule und Familie vor einem Räthsel. Das Ergebnis lehrt, wie der Vorgesetzte des Schulkollegiums der Provinz Brandenburg mehrfach öffentlich und mit Nachdruck erklärt hat, daß die Schule auch nicht in einem einzigen Fall die Schuld trägt; man müßte denn, wie es für den oberflächlichen oder abelwollenden Beurtheiler so nah liegt, den Anlaß mit den Motiven verwechseln. Allerdings ist hier und da ein Selbstmord auch auf eine Schulstrafe gefolgt; aber entweder stand der Schüler unter dem Druck der geschilderten Verhältnisse und Einflüsse oder die Schule unter dem Zwang der ihr zur Durchführung ihrer Aufgaben und zur Erreichung ihrer Ziele gesetzlich zustehenden Nuchtmittel. Die Schule soll ja in diesem femininen Jahrhundert nicht mehr das Motto, das noch Goethe vor seine Selbstbiographie setzte, über ihre Thür schreiben. *Ludi magister parco simplici turbas!* schallt es in allen Tonarten und Tonhöhen; das Heldenthum der kleinen Pflichten, das Rousseau preist, zu dem die Schule erziehen soll, schilt man jugendfeindliche Pedanterie; daß (um noch einmal Goethe zu citiren) Ehrfurcht das letzte Ziel aller sittlichen Bildung ist, wird als Beschränkung kräftiger Individualität gelehrt. Ich kann hier nur wiederholen, was ich schon öfter betont habe: nicht die Art der Arbeit und nicht der Inhalt der dem Schüler auferlegten Pflicht ist es, was so manchen Reformler böse Worte gegen das System und gegen den Lehrerstand schleudern läßt, sondern die Arbeit an sich und das Pflichtgefühl widerstreben vielen Kindern und werden durch allerlei oft gut gemeinte, oft rücksichtslos hämische und entstellende Kritik in Familie und Oeffentlichkeit diskreditirt. Freilich ist der Bildungstoff, den wir der Jugend reichen, nicht gleichgiltig, nicht gleichwerthig, ist die Art, wie wir ihn reichen, nicht unsehbar und immer noch der Verbesserung fähig. Aber auf den Streit der Fakultäten und Weltanschauungen, auf Didaktik und Methodik brauche ich hier gar nicht einzugehen; ohne Bewöhnung an Disziplin, an Ordnung, Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Fleiß („er ist die Hauptache“, sagt Schiller von ihm; „denn er giebt nicht nur die Mittel des Lebens, sondern er giebt ihm auch seinen alleinigen Werth“) hat die Schule ihren Beruf als Erzieherin des künftigen Lebenskämpfers und Staatsbürgers verfehlt. Wir wollen Lust und Licht im Schulhaus, wir wissen, daß Dem, der das Bündel zu fest schnürt, der Riemen reißt, wollen deshalb Nachsicht, Geduld, Liebe beim Lehrer, Freude beim Schüler, ein auf gegenseitiges Vertrauen und Versehen gegründetes Verhältniß zwischen Weiden, zwischen Schule und Haus, wir unterstützen besonders das Streben nach Beseitigung jeder körperlichen Nüchternheit in der Schule (was in außerdeutschen Ländern nicht nur, sondern auch in manchen deutschen Bundesstaaten möglich ist, sollte es auch in Preußen sein); aber wie die menschliche, zumal die kindliche Natur einmal ist: ganz ohne Strafen wird auch der humanste Lehrer nicht auskommen und er muß sie verhängen auf die Gefahr, daß sie bei einem überempfindlichen, steuerlosen, des Daseins überdrüssigen Menschenkind zu einem unseligen

Ausgang führen. Hier gilt, bei allem herzlichem Mitgefühl gegenüber der Tragik des Einzelalles, des harten Wort des Kaiphas aus Johannes 11 50.

Aus solchen Erwägungen heraus habe ich Herrn Professor Gurkitts Artikel „Der Meiter“ hier mit Beträubnis gelesen. Er kritisiert die Brochure Lewinnek's über „Schülerelbstmorde und Eiternhaus“, in der der Verfasser (ähnlich wie auch Budde in seinem Heftchen „Schülerelbstmorde“) dem Milieu des Selbstmörders die größere Hälfte der Verantwortung für dessen unheilvollen Schritt zuschiebt, nicht ohne scharf gegen Die vom L der zu ziehen, die heutzutage Eltern und Schüler in ihrer nach seiner Ansicht grundlosen und gefährlichen Feindschaft gegen die Schule bestünden. Als ich die Brochure zur Hand las, machte sie auf mich den Eindruck einer kräftigen Einseitigkeit (Webhards Untersuchungen waren noch nicht bekannt), die ich als Seitenstück zu gegnerischen, eben so einseitigen Pamphleten für nicht unangebracht und faktisch zulässig hielt. Und an der bona fides des Verfassers glaubte ich um so weniger zweifeln zu müssen, als er jedenfalls kein Schulmann, sondern, wie es scheint, Journalist ist. Solche Stimme, die diesmal nicht nur aus der Reihe der „Pflichtbananen“ und „geistig Armen“ kommt, möchte Herr Professor Gurkitt, der doch sonst dem Urtheil und den Wünschen des Laienstandes mehr Gehör in Schulfragen verschaffen will, nicht deshalb von oben herab abthun, weil sie mit seinen eigenen Ansichten nicht zusammenstimmt. Schließlich nehmen wir Pädagogen das Gute, wo wir es finden; auch von Laien. Lewinnek kann als Journalist wohl über eine gewisse Erfahrung in Schulfragen verfügen, kann allerlei Elternstimmen gehört haben, Vater schulpflichtiger Söhne sein, kann sich für Schulfragen besonders interessieren und was sonst einen Nichtschulmann in diesem Fall legitimiren kann. Was mir so wenig an Gurkitts Kritik gefällt, ist ihre stark persönliche Note, über die die Sache zu kurz kommt. Es ist ja oft bequem, auch für den Leser unterhaltend, sich mit der Person des Gegners zu befassen, aber vornehmter und zweckdienlicher bleibt es doch, sich einzig an die Sache zu halten; eine lange Reihe von Erörterungen, eine Fülle von Anregungen, eigene Prognosen und eigenes Nachdenken geben uns ja genug Mittel an die Hand, die Gründe des Gegners zu prüfen und, wenn noththut, zu verwerfen. Herr Lewinnek ist vielleicht nur ein Kirchenlicht; ich halte mich gewiß nicht für mehr; aber es mag auch der kleine Lichtstumpf dem Wegsucher zuweilen von Nutzen und willkommen sein. Die Wahrheit geht uns allemal, mit Platon, aber den Mann. Uebrigens ist ja zum Glück Lewinnek nicht der einzige Laie, der der Schule in dem schweren ihr heute aufgedrängten Kampfe beigeprungen ist, und schon aus Lewinnek's Brochure hätte Herr Gurkitt sehen können, daß ihm durchaus nicht, wie er andeutete, alle Pressstimmen zu Gesicht gekommen sind: hätten wir Schulmänner wirklich die ganze Laienwelt gegen uns, so wäre unsere Position nicht mehr zu halten. Aber ich kann, zum Beispiel dem Beifall des Studenten, der an Herrn Gurkitt schrieb, eine stattliche Reihe von Außerungen ehemaliger Schüler verschiedenster Berufsclassen entgegenstellen, die lärgt alle kleinen Schulleiden verzeihen und ihren ehemaligen Lehrern und der von ihnen besuchten Anstalt ein dankbares Andenken bewahrt haben und die ihre Kinder und Nindeskinder, auch wenn sie nicht schwehlos und unerschunden den Weg der zurückliegenden, der alten, liebgewordenen Schule wieder zuführen. Ein gewisser hafter Lehrer und Vater wird nicht alle Wege der heutigen Erziehung wollen und urtheillos mitgehen, die Pädagogik nicht als ehrwürdiges Pterefakt, ihre Vertreter nicht als sakrosankt ansehen; aber

bis zu „gang erbärmlicher Abriecherei zu Frömmigkeit, Fürstenliebe, Unterthanendemuth“, wie Herr Professor Gurlitt schreibt, ist es denn doch in unseren Schulen noch nicht gesunken, und wenn der verdächtigsten Institution ein Anwalt erhebt, sollte man ihn ritterlich hören oder widerlegen. Ich komme auf das Kopitel der Schülerleibknechte zurück; Herr Professor Gurlitt hat in seiner über sie handelnden Brochure maßlos gegen „den iden Schuldrill“, den er mit den „Soldatenschindereien“ auf eine Stufe stellt, geifert: wird er nach Gebhardts Darstellung seine Ansicht reviviren und das Konto der Schule entlasten? Freilich hält er ja nichts von „gewissenhaften amtlichen Erhebungen“; aber hirtes Zahlen können doch Thatfachen stehen, deren Menge und Beweiskraft sichere Schlüsse erlauben. Gurlitt hat ferner lange genug in der Prozis gestanden, kennt auch P. Sialozzi zu genau, um nicht zu wissen, daß, mit B. Münch zu reden, die wärmsten Jugendfreunde nicht immer die besten Erzieher werden. Und so zeige er denn immerhin weiter jede Wunde des ErziehungsweSENS, schelte auch die „hochmüthigen Philologen“ lächtig aus, damit sie noch mehr auf sich achten, aber er sehe und male nicht zu schwarz, damit nicht auf seine Reformarbeit die ihm wohlbekannte ciceronianische Briefstelle Anwendung finde: Nescio quomodo imbecillior est medicina quam morbus.

Professor Dr. E. Grünwald.

\* \* \*

#### Verehrter Herr Zeutsch,

in dem tiefgedachten und warm empfundenen Aufsatze, den Sie in der „Zukunft“ dem Andenken des siebenbürgischen Sachsenbischofs Daniel Georg Zeutsch widmen, fand ich nebst Accenten eines unverhüllten Unwillens wider Volksthum, Staatskunst und Sprache des ungarischen Volkes historische Lücken und thatsächliche Unrichtigkeiten, auf die ich im Folgenden Ihre Aufmerksamkeit hinlenken möchte, in der sicheren Zuversicht, daß der hohe Sinn und die Wahrheitliebe, die Sie in Ausübung Ihres publicistischen Berufes stets bekundet haben, auch in diesem Falle die Berufung „ad melius informandum“ wirksam machen werden.

Sie erzählen, wie die siebenbürgischen Sachsen, obwohl sie auf dem letzten siebenbürgischen Landtag für die Union mit Ungarn gestimmt hätten, im Sturmjahr 1849 sich dennoch trenn an die Seite des Kaisers schlugen; aber Sie brechen Ihre Erzählung am Tag nach der Waffenstreckung des ungarischen Revolutionheeres bei Bilagos ab, wo der kaiserliche General Lam-Gallas die schäßburger Nationalgarde und ihren Hauptmann Lutsch mit Worten wärmster Anerkennung entließ. Da klappt die erste Lücke in Ihrer Darstellung. Denn was nach der Niederwerfung der Revolution geschah, welches Loos der bei etzruen Sachsen in dieser Epoche hatte, ist außerordentlich wichtig; nicht allein für die spätere politische Stellung des Bischofs Zeutsch: es ist von ausschlaggebender Bedeutung auch für das politische Verhältniß, in das sich das Sachsenvolk zu dem im Jahr 1867 wiedererrichteten ungarischen Staat stellte, und für die Beziehungen, die zwischen Sachsen und Magyaren auch heute noch bestehen. Um diese Lücke auszufüllen, ertheile ich mit Ihrer geneigten Erlaubniß einem Geschichtschreiber das Wort, den Sie, verehrter Herr, und mit Ihnen wohl auch das ganze deutsche Volk als eine für magyarisch nationale Amandlungen durchaus unmaßbare Individualität gern anerkennen werden. Was war nach diesem Gewährsmann das Schicksal der Sachsen unter der unumschränkten Herrschaft der siegreichen Kaiserergewalt, die ihren Sieg

zum nicht geringen Theil eben der sächsischen Tapferkeit zu danken hatte? Unglaublich schänden Un dank mußten sie ernten. Das wiener Regime griff mit schonungslosen Händen in ihre Selbstverwaltungsrechte ein, die sie durch sechs Jahrhunderte unter der Magyarenherrschaft sich in nie angetasteter Vollständigkeit bewahrt hatten. Zuerst nahm man ihnen die Befugniß der autonomen Rechtsprechung; dann sprengte man den nördlichen Theil ihres Gebietes vom hermannstädter Kreis ab, um es zum böser Kreis zu schlagen; und schließlich verhämmelte man die altkrwürdige Stellung des „Sachsegrafen“ zu der eines einfachen Kreispräsidenten, der nicht mehr das Selbstgovernment zu leiten, sondern allen Befehlen der wiener Centralgewalt blindlings zu gehorchen hatte. Und das Alles schon wenige Wochen nach dem kaiserlichen Erlass vom zweiundzwanzigsten Dezember 1849, der feierlich versprochen hatte, den Sachsenboden als selbständiges Kronland auszugestalten. Der Geschichtschreiber, dem ich diese und noch einige nachfolgende Faten entnehme, ist Dr. Heinrich Friedjung. Und das Werk, woraus ich das Material zum Ausfüllen der Lücke Ihrer geschichtlichen Darstellung schöpfe, ist der erste Band seines meisterhaften, von der gesammten deutschen Kritik mit verdientem Lob empfangenen Buches „Oesterreich von 1846 bis 1860“.

Wollen Sie aus Friedjungs Mund noch mehr über die Veldensgeschichte der Sachsen unter dem kaiserlichen Absolutismus hören?

Dem zum bloßen Kreispräsidenten erniederten Sachsegrafen Salmen wurde, weil er gegen solche Politik des Undanks in Wien Vorstellungen zu machen wagte, gar übel mitgespielt. Er wurde zur Strafe als Hofrath an den Obersten Gerichtshof nach Wien veretzt. „Er verwahrte sich in einem würdigen, an den Gouverneur gerichteten Schreiben dagegen, daß er damit Etwas von den alten Rechten seines Volkes preisgebe, und behielt sich die Würde des Sachsegrafen vor, in der er nach altem Brauch unabsehbar war. Mit der Autonomie der Sachsen war es jedoch gerade so zu Ende wie mit der der ungarischen Komitate und Freistädte.“ Friedjung schildert das Schicksal der Sachsen dann weiter: „Vor seinem Abschied aus der Heimath wohnte Salmen einer Versammlung des historischen Vereins der Sachsen bei, wo ihr trefflicher Geschichtschreiber Teusch den Abschnitt seines Buches vorlas, in dem das Schicksal des Sachsegrafen Markus Pempflinger aus dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts erzählt wird, wie er für den Kaiser und für sein Volk alles Leid erfuhr, wie die Seinigen durch Hunger und Krieg hingerafft wurden und wie ihn die Sorge um das Vaterland grau gemacht. Da wandten sich Aller Augen auf Salmen, der, unter ähnlichen Sorgen früh ergraut, sinnenden Hauptes dasah. Diese Wahrheit birgt sich in dem Spottwort, das einem Ungarn in den Mund gelegt wird, als sich ein Kroate bitter über die Regierung beschwerte; der Magyare habe ihm in seinem gebrochenen Deutsch und in dem eigenthümlichen Tonfall seiner Sprache den Trost zugesprochen: „No jo, was wir als S.raf habn. Das habt Ihr als Belohnung.“

So ist denn die Lücke, die Sie, verehrter Herr Zemisch, in Ihrer historischen Skizze offen ließen, durch die gründliche Geschichtkenntniß und die muthige, nach allen Seiten hin unerschrockene Wahrheitsliebe Friedjungs ausgefüllt. Behaupte ich zu viel, wenn ich sage, daß durch diese Ergänzung Ihrer Darstellung der deutschen Oeffentlichkeit ein neues Licht aufgehen werde, ein Licht, in dessen historischem Glanz die Fähigkeit, mit der die Sachsen sich seit dem Jahr 1867 in den Dienst

der ungarischen Staatsidee gestellt und in dieser Stellung trotz allen entgegenge-  
setzten Impulsen von außen standhaft ausgeharrt haben, als ein Produkt em-  
pirischer, am eigenen Volksleib erprobter Staatsweisheit erscheint? Gerade der  
Bischof Teutsch, der 1851 unter Thränen die AbschiedsgrüÙe seines Volkes an den  
verabschiedeten Sachsengrafen Salmen verdolmetscht hat, gerade er hat bis ans  
Ende seines reich begnadeten Lebens die bittere Lehre der Epoche, die Friedjung  
schildert, niemals vergessen wollen. Wenn Teutsch, wie Sie, verehrter Herr, selbst  
offen zugeben, „die guten Eigenschaften des Magyarenvolkes und den Geist seiner  
Staatsmänner stets zu schätzen wußte und die Schuld an den Mißthelligkeiten haupt-  
sächlich den untergeordneten Organen zuschrieb“, so war die Wurzel solcher Ein-  
sicht sicherlich die Erinnerung an die dunkleren Tage, da die siegreiche wiener Cen-  
tralgewalt sich an den Rechten der Sachsen vergriß, die, nach Friedjung's Zeugniß,  
von den Magyaren durch sechs Jahrhunderte niemals angetastet worden waren.

Auch bin ich sicher, daß Bischof Teutsch, den ich noch persönlich zu kennen  
die Ehre hatte, der Allererste wäre, sich gegen eine solche Reorganisation des Habs-  
burgerreiches zu verwalten, wie sie von Ihnen, geehrter Herr, am Anfang Ihres  
Artikels empfohlen wird. Zunächst würde er, der Historiker, eine „Kombination  
von Centralismus und Föderalismus“ als eine Quadratur des Kreises betrachtet  
und abgelehnt haben. Die Centralisation der öffentlichen Gewalten schließt ja in  
der That das gleichzeitige Wollen des Föderalismus völlig aus. Nach der Nieder-  
ringung der Revolution des Jahres 1848 ist ja Keinhliches im Donauraich versucht  
worden. Aber mit welchem Ergebnis? Der Centralismus erwies sich als ein  
neuer Chronos, der seine föderalistischen Kinder, eins nach dem anderen, verschlang.  
Friedjung weist nach, wie die Selbstverwaltung des Sachsenvolkes zum ersten Happen  
wurde, den dieser neue Chronos verschlang. Ungarn war damals (Herr, was willst  
Du mehr?) in fünf selbständige Bruchtheile zerstückt und jeder dieser fünf Theile  
sollte zu einem selbständigen Kronland werden. So hatte es die siegreiche Kaiser-  
gewalt versprochen; und Niemand darf zweifeln, daß dies Versprechen in der ehr-  
lichsten Absicht gegeben worden war. Aber die centripetale Kraft des kaiserlichen  
Centralismus war stärker als der ehrlichste föderalistische Wille. Die Kronländer  
wurden bald zu Provinzen, die Provinzen eben so bald zu bloßen Regierungsbezirken,  
die nach einheitlicher Schablone verwaltet werden mußten und deren historische  
Sonderrechte den centralistischen Bedürfnissen auf der ganzen Linie weichen mußten.

Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß seitdem sechzig Jahre verstrichen  
sind und daß die damals noch völlig unorganisirten, von der Nationalitätenidee  
noch kaum berührten, mit einander ohne jegliche Fühlung dahingerzogenen Slaven-  
massen in der Zwischenzeit zu einer organisch ausgehaltenen, vom Solidaritätsbewußt-  
sein fanatisch durchdrungenen, der vereinheitlichenden Kraft des slavischen Ge-  
bankens unterworfenen Volksindividualität emporgewachsen sind, die (auch Das bitte  
ich mit in Rechnung zu stellen) im Donauraich überdies die Mehrheit hat. Der  
Versuch eines föderalisirenden Centralismus müÙte also auch diesmal kläglich ver-  
sagen. Nur würde jetzt die slavische und die in der slavischen Idee einheitlich orga-  
nisierte Mehrheit sich als Kontursverwalter des bankerot gewordenen Föderal-Cen-  
tralisismus einsetzen und diesseits von der Leitha die Deutschen, jenseits von der  
Leitha die Magyaren unter ihre Botmäßigkeit beugen. Daß dabei die Deutschen  
des Königreiches Ungarn gleich beim Beginn des Versuches am Schlimmsten fahren

würden, liegt so klar auf der Hand, daß es kaum noch eines Beweises bedarf. Das Deutschthum in Ungarn bildet nicht ein fest umgrenztes Sprach- oder Umgabiet, wie die Utopisten des centralistischen Föderalismus zu glauben scheinen. Quer durch das ganze Königreich zieht sich vielmehr das deutsche Element von Preßburg bis an den Rothenturmpaß als ganz dünner Volksstreifen hin. Wie wollen Sie, verehrter Herr, aus diesem dünnen Streifen einen gesonderten landständischen Regierungsbereich machen? Und wann Sie Das nicht können, wie wollen Sie die deutschen Diasporen vor der Ueberfluthung durch die slavisch-rumänischen Massen bewahren? Die kompakteste Masse bildet das Deutschthum Ungarns wohl auf dem Sachsenboden Siebenbürgens. Und dennoch umgibt es selbst da kaum Dreißig vom Hundert der vorwiegend rumänischen Bevölkerung. Auch wenn sie also aus dem Gebiet der Sachsen ein Zhrer „gesonderten, landständig verwalteten Gebiete“ machen wollten, würde das Deutschthum dort von den Rumänen majorisirt werden. Und was es für die Sachsen heißt, von der rumänischen Mehrheit majorisirt zu werden, darüber kann Ihnen Herr Vay Korodi, sicherlich auch kein in magyarischem Vorurtheil Befangener, wenn er sich der Herr Vacurariu im urdeutschen Städtchen Mühlbach noch erinnert, einen erschütterten beweiskräftigen Aufschluß erteilen. Sächsishe Frauen und Kinder wurden in dieser Zeit und in dieser Stadt von rumänischen Polizisten verhaftet und auf die Polizeiwache gebracht, wenn sie die Kühnheit hatten, auf offener Straße ein deutsches Wort zu sprechen.

In ganz Siebenbürgen finden Sie nicht einen einzigen Deutschen, der in irgendeinem Sinn magyarisirt worden ist. Wohl aber zeige ich Ihnen (leider) zu Duzenden Ortschaften, wo noch vor zwei Jahrzehnten eine rein sächsische Bevölkerung lebte und wo heute eine ausschließliche rumänische Einwohnerchaft sich breitmacht, die das angestammte und erbgeliebene Deutschthum zäh und rückwärtslos verdrängt hat. Und zeigen kann ich Ihnen ganz in der Nähe Hermannstads eine Bevölkerung, die noch den evangelischen Glauben bekennt, der aber das Wort Gottes, soll es überhaupt verstanden werden, in rumänischer Sprache gepredigt werden muß.

Zum Schluß nur noch Eins. „Das Völkchen, das nekünk, nektek, nekik konjugirt“, so wird an einer Stelle Ihres Artikels das Ungarvölk genannt. In dieser „nekünk, nektek, nekik“-Sprache aber hat Petöfi seine feurigen Lieder gesungen, Baron Josef Edöds seine „Leitenden Ideen des neunzehnten Jahrhunderts“ geschrieben, Zófal seine herrlichen Romane verfaßt. In dieser Sprache auch hat Graf Julius Andrássy Hohenwarts Fundamentalartikel, die Oesterreich slavifiren und zum Raubkrieg gegen Preußen organisiren sollten, vernichtet und die Politik des innigsten Zusammengehens mit dem eden erst erstandenen Deutschen Reich verkündet. In dieser Sprache haben Parlament und Presse Ungarns die deutsch-österreichisch-ungarische Bündnißpolitik Bismarcks und Andrássys im Verlauf dreier Jahrzehnte immer und immer wieder gegen die Anstürme der österreichischen Slaven verteidigt. In dieser Sprache hat erst jüngst wieder die Oeffentliche Meinung Ungarns gefordert, daß die Donaumonarchie die anglo-französisch-russischen Einkreisungsbestrebungen gegen Deutschland mit allem Nachdruck zurückweise. Das Völkchen, das „nekünk, nektek, nekik“ konjugirt, hat, so meine ich, allen Grund, von der deutschen Publizistik nicht so canaillo, sondern als natürlicher und zuverlässiger Bundesgenosse im Kampfe wider das Slaventhum, freundlich behandelt zu werden.

In aufrichtiger Hochachtung bin ich, sehr geehrter Herr, Ihnen ergeben

Josef Böszöi Königlich Ungarischer Ministerialrath a. D.



**Max Ulrich & Co.,** Kommanditgesellschaft  
auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulrichs.  
Reichsbank-Giro-Conto.

**Bergwerksunternehmungen.**



**MURATTI**



Laien und Fachleute bezeichnen übereinstimmend  
den Salamander-Stiefel als das hervorragendste  
Erzeugnis der deutschen Schuhindustrie.  
Formen, Ausführung und Sitz sind muster<sub>g</sub>ütig.

Fordern Sie Musterbuch H.

**Salamander**

Schuhges. m. b. H.

Berlin W. 8, Friedrichstr. 182  
Stuttgart — Wien I — Zürich

Einheitspreis M. 12.50  
Luxus-Ausführung M. 16.50

Eigene Geschäfte in den meisten Grossstädten.

**Nähret die Nerven mit Neocithin** aus Apotheken  
Drögerien.

**Ludwig Katz, Berlin**

Unter den Linden 31.

**Vornehme Herren- u. Damen-Moden.**

**Magdeburger Privat-Bank, Magdeburg-Hamburg.**

Gegründet 1856. Aktienkapital u. Reserven ca. 40 000 000 M. Teleg.-Adr.: Privatb.  
Filialen: Dessau, Eisenach, Esleben, Erfurt, Halberstadt, Halle a. S., Langershain, Mühl-  
hausen i. Thür., Nordhausen, Sangerhausen, Tonna, Weimar, Wernigerode a. H. — Zweig-  
niederlassungen: Aken a. E., Bismark i. A., Burg b. M., Calbe a. S., Eislein, Eilenburg,  
Finsterwalde N.-L., Frankenhausen, GutsMuths, GutsMuths, Halstedt, Hildstedt, Münsing, Neu-  
haldensleben, Osterleben, Osterburg, Osterwieck, Parlowitz, Quedlinburg, Schönebeck a. E., Sonders-  
hausen, Stendal, Tangerhütte, Thale i. H., Wittenberg (Bez. H. H.), Wittenbergs (Bez. P. Ludwig).  
Kommandite in Aschersleben: Ascherslebener Bank Garsen, Kohlen & Co. (Comm.-Gas.).  
Ausführung sämtlicher bankgeschäftlichen Transaktionen.

**Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.**

Dort milde Wasserkur, elektrische und Lichtbehandlung, seelische Beeinflussung,  
Zanderinstit, Röntgenbestrahlung, d'Arsonvalisation, heizbare Winterluftbäder,  
bezügliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen  
ansteckende und Geisteskranken.

Illustrierte Prospekte frei.

Chefarzt **Dr. Loebell.**

## Berliner-Theater-Anzeigen

### Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

#### Donnerwetter — tadellos!

Große Jahres-Revue in 1 Vorspiel u. 9 Bild  
v. Jul. Freund. Musik von Paul Lincke.

### Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.

Dir. R. Nelson. Tgl. 11—2 Uhr Nachts.

Gastspiel Theodor

### Francke

und das neue Programm!

### Victoria-Café

Unter den Linden 46

Größtes Café der Residenz

Sehenswert.

### Unterhaltungs-Restaurant **Wien-Berlin**

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Leitung: Fritz Dreher.

*Elegantes Familien-Restaurant.*

### Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

*Treffpunkt der vornehmen Welt*

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

### Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

Terrains, Baustellen, Parzellierungen.

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Gebrüder-

### Herrnfeld-

Anfang 8 Uhr. Theater. Vorverk. 11-2 Uhr.

57 Kommandantenstr. 57

Die beiden Bindelbands

Ferner: „Internationale Künstler-Revue“.

**Arkadia** Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neuerbauten **Moulin rouge**<sup>44</sup>  
Jägerstr. 63a 37

Reunions: Montag, Dienstag,  
Donnerstag, Sonnabend

### Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,  
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

OPEL

Rüsselsheim <sup>a</sup>M  
Nähmaschinen  
Fahrräder  
Motorwagen

Man verlange Preisliste.

# Busch



Aufnahme mit Busch Bis Telar F: 7.

**Busch-Objektive** und **Kameras** sind von unübertroffener Leistung bei mässigen Preisen.

## Neuheiten

Bis Telar F: 7 Tele-Objektiv für Momentaufnahmen.

**Doppel-Leukar-Anastigmat F: 6,8.**

Kataloge gratis und franko.

**EMIL BUSCH A.-G., Optische Industrie, RATHENOW.**

### Bilanz per 31. Dezember 1908.

Aktiva.		in Mk.	in Pf.
Grundstücks-Konto .....		1 963 447	71
Aktien-Kapital-Amortisations-Kto.		438 2 0	—
Kasse .....		2 205	00
Eileken .....		221 520	—
Bankierguthaben .....		51 790	—
Debitorien .....		21 221	73
Reskautgeldhypotheken .....		1 496 483	50
Inventar .....		3	—
		3 8 0 008	99
Passiva.		in Mk.	in Pf.
Aktien-Kapital .....		2 800 000	—
Konto für aus dem Gewinn zurückgezahletes Kapital .....		420 000	—
Reservfonds .....		41 243	29
Kreditoren .....		5 084	53
Gewinn-Vortrag .....		573 341	20
Gewinn in 1908 .....		128 718	29
		3 806 688	97

Berlin, den 29. Januar 1909.

Nordpark, Terrain - Aktiengesellschaft.

Der Vorstand: Heymann, Nordqvist.

### Dr. Möller's Sanatorium

Busch 9. Dresden-Loschwitz Prop. II.

Diätet. Kuren nach Schroth.

In elfter Auflage erschienen soeben:

## Memoiren

der Königl. Preussischen Prinzess  
Friederike Sophie Wilhelmine

Schwester Friedrichs des Grossen

**Markgräfin von Bayreuth**

Von ihr selbst geschrieben. Mit Portrait. 2 Bde.

400 Seit. M. 5. —, Origbd. M. 6.50.

**Russische Grausamkeit**

Einst und Jetzt. Von B. Stern.

Ein Kapitel aus der Geschichte der

öffentl. Sittlichkeit in Russland.

297 Seiten mit 11 Illustrat. M. 6. —, geb. M. 7 1/2.

Ausführliche Verzeichnisse üb kultur- und sitzengeschichtl. Werke gratis u. franco.

H. Barsdorf, Berlin W. 30, Schafstrasse 151.

# „Welt-Detektiv“

**Preis** Berlin 75, Leipzigerstr. 107 Gl.  
Ecke Friedrichstraße. Tel. 1.3571.  
**Beobachtungen, Ermittlungen** in allen Ver-  
kommnissen und Privatfällen. Ueberall  
**Auskünfte** über Vorleben, Lebens-  
weise, Ruf, Charakter,  
Vermögen, Einkommen, Gesundheit usw. von  
Personen an allen Plätzen der Erde. Diskret.

# Idyll. Ruhesitz,

am Wald, neu, solid, 9 Zimmer, Centralheiz-  
Gas, Wasser, Stall. — 1800 qm. Obstgärten. —  
4 1/2 % Hypoth. 10 1/2 % Steuern für 34000 M. zu  
verkaufen im zu zehnd. Klein-Glück bei  
Neuenberg (Vorort 25 Minute) Haus des  
Schriftstellers Delmar, Waldstr. 6.

## Engelhardt's Chasalla Normal- Stiefel

D.R. Pat. 165 545. 179 971. 196 721.



verhüten nicht allein  
Senkung und  
Plattfussbildungen  
sondern überhaupt  
alle Fussleiden  
und helfen bereits vorhandene.

## Chasalla

Schuhges. m. b. H.

W., Leipziger Strasse 19  
C., König-Strasse 22-24  
W., Tauentzien-Strasse 19

Verlangen Sie Broschüre! P

# Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur  
Publikation Ihrer Arbeiten in Buchform.  
Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst  
und Musik, Leipzig 61.

## Bilanz-Conto am 31. Dezember 1908.

Aktiva.		M.	ℳ
Fabrik-Grundstück- u. Gebäud.-Cto		34 783	51
Maschinen- und Utensilien		48 083	28
Debitoren-Conto		374 47	31
Kassa-Conto: Bestand		32 099	63
Cambio-Conto: Wechselbestand			
„ „ Diskont		10 072	10
Effekten-Conto: Kurs resp. An- schaffungswert		13 625	80
Hypotheken-Conto: Restkaufgeld auf Köln. Fischmarkt 5		225 00	—
Waren-Conto: Warenbesand laut Inventar		437 848	45
Gewinn- und Verlust-Cto.: Saldo		218 967	86
		1 395 830	94
Passiva.		M.	ℳ
Aktien-Kapital-Conto		1 000 000	—
Dividenden-Conto: nicht abgeto- bene Dividende		300	—
Reservefonds-Conto		21 764	80
Kreditoren-Conto		373 772	14
		1 395 830	94

Rktiengesellschaft für Strumpfwarenfabrikation  
vorm. Max Segall.

REICHES WISSEN  
VERMITTELT  
DREI  
FÜR NUR 3 PRO  
MONAT  
MARK

## HERDER'S Ideal-Konver- sations-Lexikon

Dieses neue Werk ersetzt mit seinem  
ungeheuren, präzise gefaßten Wissen  
in acht prächtigen Bänden für nur  
Mk. 100.— die doppelt so teuren  
Lexika. Ich liefere es franko, ohne  
Aufschlag gegen monatliche Zahlung  
von nur Mk. 3.—. Prachtbände gratis.

HEINRICH NEUBERGER  
VERSANDBUCHHANDLUNG  
FRANKFURT a. M. 69.

**Landbank.**

Bilanz am 31. Dezember 1908.

Aktiva.		ℳ	ℳ	ℳ	ℳ
Kassa-Konto .....				52 318 02	
Konto-Korrent, Debitoren .....				1 265 246 55	
Allgemeines Hypotheken-Konto, Debitoren .....				46 613 948 06	
Effekten-Konto .....				1 863 047 45	
Ordnungsbücher-Konto .....				24 390 212 36	
Grundstücks-Konto der Rentengüter .....				1 214 730 90	
Rentengütermassen .....				2 775 428 66	
Emissions-Konto der 4½ % Schulverschreibungen, Abschreibung .....	185 261 66				
	20 261 66			165 000 —	
Hinterlegte Sicherheiten-Akzente } für die Zwischenkredite { ...	9 611 507 —				
Aval-Konto, Debitoren } .....	8 848 969 05				
Hypotheken-Aval-Konto, Debitoren .....	884 954 73				
	19 345 430 83			78 345 922 01	
Passiva.		ℳ	ℳ	ℳ	ℳ
Aktien-Kapital .....				15 000 000 —	
4½ % Schuldverschreibungen .....				18 562 000 —	
Gesetzliche Reserve .....	821 427 94				
Hierzu Ueberweisung aus der Gewinn- und Verlustrechnung von 1908 .....	51 547 74			872 975 68	
Spezial-Reserve .....	474 742 89				
Hierzu Ueberweisung aus der Gewinn- und Verlustrechnung von 1908 .....	51 547 74			526 290 63	
Allgemeines Hypotheken-Konto, Kreditoren .....	11 013 182 2				
Restausgelagerter .....	1 754 358 85			12 837 507 19	
Konto-Korrent, Kreditoren .....				4 236 281 00	
Konto-Korrent, Zwischenkredit .....				24 573 974 22	
Sparkassen-Konto der Angestellten .....				275 550 —	
Noch nicht abgehobene Dividende .....				1 510 —	
Zinsen auf 4½ % Schulverschreibungen .....				192 156 75	
Pensionsfonds der Angestellten .....	263 486 05				
Hierzu Ueberweisung aus der Gewinn- und Verlustrechnung von 1908 .....	20 000 —			283 486 05	
Sicherheitsakzepten-Konto .....	9 611 507 —				
Aval-Konto, Kreditoren .....	8 848 969 05				
Hypotheken-Aval-Konto, Kreditoren .....	884 954 73				
Tantieme des Aufsichtsrats .....				33 333 33	
6 % Dividende auf die Aktien .....				900 000 —	
Uebertrag auf neue Rechnung .....				51 835 96	
	19 345 430 83			78 345 922 01	
Gewinn- und Verlust-Konto.					
Soll.		ℳ	ℳ	ℳ	ℳ
Allgemeines Betriebs- und Verwaltungs-Konto .....				503 486 53	
Bau-Konto .....				309 878 04	
Allgemeines Verwaltungskosten-Konto (einschließlich Steuern M. 94 032,50) .....				448 069 55	
Zinsen-Konto .....				308 482 39	
Kommissions-Konto .....				95 805 18	
Emissions-Konto der 4½ % Schulverschreibungen, Abschreibung .....				20 261 66	
Mobilien-Konto .....				2 085 95	
Reingewinn .....				1 107 265 67	
Von diesem Betrage entfallen auf:					
Gesetzliche Reserve .....	51 547 74				
Spezial-Reserve .....	51 547 74				
4½ % Dividende auf das Aktien-Kapital .....	600 000 —				
Ueberweisung an den Pensionsfonds der Angestellten .....	20 000 —				
Uebertrag auf neue Rechnung .....	50 835 86				
Tantieme des Aufsichtsrats .....	33 333 33				
2 % Superdividende auf das Aktien-Kapital .....	300 000 —				
	1 107 265 67			2 685 334 91	
Haben.		ℳ	ℳ	ℳ	ℳ
Saldo-Vortrag aus 1907 .....				75 310 83	
Grundstücks-Konto .....				2 528 327 38	
Effekten-Konto .....				2 5 288 86	
Kommissions-Konto der Rentengüter .....				75 408 —	
				2 388 324 91	

BERLIN, im März 1909.

Die Direktoren:

Paschke, Lueder, Lauenstein, Binder.

Die Revisoren:

v. Schwabach, v. Tiedemann, Freytag.

**Mampes Gute Stube**gegenüber Untergrundbahnhof Friedrichstrasse  
Nächstes Café-Stube der Reichsbahnstation.

Egtrafeine Vitfore und Brühwürst-Weine.



## Deutsche Seemanns- Schule

Hamburg-Waltershof

Praktisch-theoret. Vorbereitung u. Unterbringung seelustiger Knaben. Prosp. durch die Direktion.

Aktiva.		Bilanz per 31. Dezember 1908.		Passiva.	
	ℳ	ℳ			ℳ
Kassenbestand sowie Guthaben bei der Reichsbank .....	1 131 416 94		Kapital-Konto.....	800 000,—	
Kuponsbestand .....	13 748 83		Ges. teilicher		
Sortenbestand .....	31 122 40		Reservfonds... ℳ	315 358,93	315 358,93
Guthaben bei Banken u. Bankiers	2 892 235 66		Diesjährige Zu-		
Wec. selbstand .....	3 245 549 64		weisung..... ℳ	41 730,17	
Effektenbestand .....	2 536 883 92		Bestand am 1. Ja-		
Vorschüsse auf lösende Guthaben			nuar 1908..... ℳ	357 089,10	
Wertpapiere .....	5 991 184 02		Besonderer		
Hypotheken-Darlehen .....	174 300,—		Reservfonds... ℳ	200 000,—	
Debitoren in laufend. Rechnung	12 979 616 97		abz. Rückstellung		
Avail-Debitoren ℳ	420 596,78		auf Debitoren... ℳ	50 000,—	150 000,—
				ℳ	150 000,—
Immobilien-Konto I:			Diesjährige Zu-		
Bankgrundstücke u.			weisung..... ℳ	120 000,—	
Gebäude..... ℳ	1 767 742,65			ℳ	270 000,—
ab darauf ruhende			Kreditoren in laufend. Rechnung	9 982 597 56	
Hypotheken... ℳ	767 000,—		Scheck-Einlagen .....	2 737 142 02	
	ℳ	1 000 742,65	Depositen-Einlagen:		
ab Abschreibg. ℳ	30 000,—	900 742 65	mit vierteljähr.		
Immobilien-Konto II:			u. kürzerer Kündigungsfrist... ℳ	1 245 078 85	
Sonstige Immobilien..... ℳ	129 101,50		mit halbjähr. u.		
ab darauf ruhende			längerer Kündigungsfrist .....	ℳ	4 306 850,21
Hypotheken... ℳ	73 000,—	56 101 50	Akzepten.....	2 581 099 89	
Inventar-Konto:			Kautionwechsel u.		
Buchwert..... ℳ	254 190,92		Bürgschaften ℳ	400 586,78	
abz. Abschreibg. ℳ	30 853,18	203 207 74	Ueberhobene Wechselsummen .....	4 659,38	
			Nicht erhobene Dividende .....	830,—	
			Reingewinn .....	834 693 43	
		30 138 220 27		30 138 220 27	

Debet.		Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1908.		Kredit.	
	ℳ	ℳ		ℳ	ℳ
Unkosten .....	166 181 12		Vortrag .....	38 371 5,—	
Gehälter .....	279 270 48		Zinsgewinn .....	670 484 70	
Mieten .....	27 829 30		Provisionsgewinn .....	622 381 71	
Sleuern .....	58 280 80		Gewinn auf fremde Wechsel .....	3 355 65	
Portoauslagen .....	19 421 63		Gewinn an Beteiligungen, Effekten- und Konsortialgeschäften .....	120 086 94	
Abschreibg auf Inventar .....	50 853 18		Gewinn auf Sosen .....	5 784 36	
Abschreibg auf Immobilien-Konto I .....	30 000,—				
Reingewinn .....	834 693 43				
	1 466 468 94			1 466 468 94	

Die auf 7% festgesetzte Dividende ist vom 29. März d. Js. mit M. 70.— auf die Dividendenscheine der Aktien Nr. 1—5000

bei der Berliner Handels-Gesellschaft in Berlin und an unseren Kassen: Dortmund, Bramsche, Bremerhaven, Bremervoerde, Burgsteinfurt, Coesfeld, Emden, Emsdetten, Essen, Gelsenkirchen, Godesberg, Göttingen, Hannover, Hoerde i. W., Cloppenburg, Lüdinghausen, Melle, Münster i. W., Oelde, Osnabrück und Warendorf zahlbar.

Dortmund, den 27. März 1909.

**Niederdeutsche Bank** Kommanditgesellschaft auf Aktien  
Ohm. Lüne.

# Ausstellung Deutscher Buchkunst und



Ex Libris  
Kaufhaus  
des  
Westens  
G.m.b.H. Berlin w.  
Tauentzien-Strasse 21-24



# Die Inseraten-Annahme

für

**„Die Zukunft“**

befindet sich

ab 1. April 1909

**SW. 68, Kochstr. 13 a,**

wohin wir von jetzt ab alle auf Inseraten-Angelegenheiten  
bezügliche Mitteilungen zu richten bitten.





# Passage-Kaufhaus

Betriebsgesellschaft m. b. H.

Friedrichstr. 110-112

BERLIN. Oranienburgerstr. 54-56 a

Nach beendeter Inventur  
und Übernahme der Ab-  
teilungen, Verkauf zu  
herabgesetzten Preisen.

---

---

Im Blauen Saal:

Ausstellung besonders  
wohlfeiler Osterartikel.





**In Qualität erstklassig!  
Im Preise unerreicht billig**

sind meine Schusswaffen. Falls Sie dies noch nicht wissen, so lassen Sie sich meinen neuesten Hauptkatalog gratis u. franko kommen; derselbe enthält reiche Auswahl in allen Arten von Jagd- u. Luxusgewehren, Scheiben- u. Püschbüchsen in nur bewährten Systemen, Teschings, Revolvern, Pistolen, Munition etc. 5 Jahre Garantie. evtl. 10tägige Probe. **Gustav Zink, mech. Gewerfabrik, Mehlis 182 b Suhl.**

## „KANZLER“

beste deutsche Schnell-**Schreibmaschine**

Trägerin der **Meisterschaft von Deutschland**

(errungen im Wettkampf mit den **ersten Marken der Welt**)

**6 Goldmedaillen!**

**I Grand Prix!**

16 Anschläge pro Sekunde! \* 20 Durchschläge auf einmal! \* Garantierte Zeilengeradheit!

**= Kein Verklappen der Hebel!! =**

Kanzler-Schreibmaschinen A.-G., Berlin W.8, Friedrichstr. 71.

# Liebreizend

ist ein zartes, reines **Geficht**, rosiges, jugendfrisches **Aussehen**, weiche, samtartige **Haut** und schöner **Teint**. Alles dies erzeugt die echte

**Steckenpferd = Lilienmilch = Seife**

von **Bergmann & Co., Radebeul.** à Stück 50 Pf. Überall zu haben.

Inseraten-  
annahme für „Die Zukunft“ SW. 68, Kochstrasse 13a sowie durch wünschliche  
Annoncen-Expeditionen.

### • Hetaera-Krema •

(Name ges. gesch.)

Nur für Teint, à Tube 60 Pfg.

### Hetaera-Hand-Krema

nur für Handpflege (u. Wundsein) à Dose 20 Pf.  
Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

## Photograph. Apparate

Neueste Modelle mit **erstklassiger**  
Optik renommierter optischer  
Firmen zu **Original-Preisen**.  
Modernste Scheiblicus-Cameras.  
**Bequemste Teilzahlung**  
ohne jede Zwischenzahlung.  
**Binocles und Ferngläser.**  
Illustrirte Kataloge kostenfrei.

### Schoenfeldt & Co.

(Inhaber Hermann Roscher)  
Berlin SW., Schöneberger Str. 9.

**Schockethal** bei  
Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern. Ein-  
richtung. Gr. Erfolg. Entzück. sehr geschützt. Lage.  
Zeitig. Frühling, mäßig. Sommertemp. Prospekt  
gratis. Tel. 151 Amt Land. **Dr. Schaumlüffel.**

## Herbst- u. Winterkuren Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt  
pr. Tag von M. 10.— ab.

## „Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Stationslinie Warmbrunn-Schreibershan-1121.

### Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhofsstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-  
rasthemische u. Rekonvaleszenten-Zustände  
Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren.  
Für Erholungssuchende, Wintersport.  
Nach allen Errungenschaften der  
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützt,  
seebefreite, nadelholzreiche Höhenlage.  
Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht.  
Näheres die Administration in  
Berlin SW., Möckernstraße 114.



# Drei Punkte bedingen die Güte eines Sektes !

## 1. Sorgsamste Pflege:

Unsere mehr als 50jährige Erfahrung, unser hochgeschultes technisches Personal gewährleisten die sachgemäßeste Behandlung vom Ankauf der Gewächse an bis zum Versand der fertigen Marke.

## 2. Verwendung denkbar geeigneter Weine:

Die Weine der Champagne sind unbestritten die zur Sektfabrikation geeignetsten. — Steueramtliche Statistiken ergeben, dass unsere Firma schon seit Jahren mehr Fausvine der Champagne importiert als sämtliche französischen Champagner-Häuser zusammengezogen im gleichen Zeitraum in Flaschen nach Deutschland einführen.

## 3. Ablagerung:

Reichstatistisch nachgewiesen, erreichen die fertigen Reserven unserer Marke „Henkell Trocken“ fast die gleiche Höhe wie die fertigen Reserven aller übrigen Sekelfabriken von Deutschland und Lotharing zu sammelngezeiten. Der beste Beweis für die vorzuziehliche Ablagerung unserer Marke!

Der vollkommensten Vereinigung  
dieser 3 Punkte verdankt unser  
**Henkell Trocken**  
die führende Stellung unter  
den deutschen Sektmarken.  
**Henkell & Co.**